Zweyte Abtheilung.

Allgemeine Raisonnements und Betrachtungen über das Duell.

I. Abschnitt.

Vorläufige Bemerkungen.

Wir haben bisher ein Gemälde betrachtet, das uns mit den Hauptzügen der Vorzeit und den merkwürdigsten Scenen, aus dem alten Ritterwesen bekannt machte. Wir haben uns der Turniere unsrer Väter erinnert, wo die Helden, welche Deutschland an den Hunnen, Obotriten und Wenden gerächet, vor den Augen der Fürsten, der Frauen und Jungfrauen erschienen, wo sie in prächtigem Aufzuge ihre Helme beschauen, ihren Adel und Sitten beurtheilen ließen, und hierauf den Ihrigen in einem Spielgefechte zeigten, wie fürchterlich sie dem Feinde seyn würden. Wir kommen aus dem grauen Alterthum und dem mittlern Zeitalter, aus dem wir nur das Interessanteste zu Erreichung unsrer Absicht berührt haben, auf unser gegenwärtig aufgeklärteres Jahrhundert zurük, wir wenden nun unsre Blike, von jenen Zeiten der Kraft und Hochherzigkeit ab, und heften sie nunmehr auf die unsrigen; wir verlassen unsre geharnischten Voráltern mit Helm, Schild und Schwert, und beschäftigen uns nun mit einer andern Gattung Ritter, wel-

che mit leichtern Waffen ein Uebel unterhalten, das desto strafbarer ist, weil es meistentheils aus minder edlern Antrieben herrührt, und weder zu allgemeinem Nuzen dienen, noch allemal einen unzweydeutigen Beweis von Herzhaftigkeit abgeben kann.

Ich will keine Vergleichung der Vorzeit mit der unsrigen anstellen; ich enthalte mich, den kriegerischen Muth, die Biederkeit und die Empfindungen der Ehre und Wahrheit der Alten, gegen diejenigen unseres Zeitalters abzuwägen, um zu sehen, durch was jener Seelen-Adel, jene kluge Würdigung sein Selbst, und die verabredete Achtung alles dessen, was groß war und billig, in jenen gewekt, genährt und gestärkt worden; in wie fern und in welchem Maas es noch heut zu Tag geschehe. Ich überlasse diese Gegeneinanderstellung dem forschenden Blik und der eigenen Beurtheilung des Lesers, der aus dem Gesagten gar leicht und von selbst das Resultat wird ziehen können; aber ich verehre den Schweiß, durch welchen der Stammvater eines stiftsmäßigen Lehensolgers die Rechte zu erwerben lehrte, die heut zu Tag von vielen durch Weichlichkeit und Unmannlichkeit verunehrt werden.

Nur einige wenige Bemerkungen wolle man mir erlauben.

Der Leser wird freylich in jenen Zeiten der Nicht-Cultur, wo die Fakel der Philosophie und der gereinigten Moral, in Meynungen, Sitten und Gebräuchen, noch kein allgemeines Licht verbreitete, auf manche Barbarie stoßen; er wird hin und wieder die Ehre, bald in einem seltsamen Gewande, bald auf Begriffe und Vorstellungen gestüzt erbliken, die von den unsrigen abweichen. Er wird das Geistige der Religion versinnlichet, und anstatt wahren Chri-

sienthums, Mönchs-Theologie, Aberglauben und Schwärmerey antreffen. Er wird dieses beobachten und sich wundern, wie auf einem solchen Boden voll Unkrauts, so mancher Keim des Guten aufkommen, und so manche Tugend mit einer schimmernden Größe hervorsprossen können, die heut zu Tag denen, welche sich zu einem solchen Schwung der Seele zu ohnmächtig fühlen, als Erzählungen, aus den Fabelzeiten vorkommen werden. Sie werden mit Erstaunen den Einfluß wahrnehmen, welchen Erziehung und Sitten in die Herzhaftigkeit der alten Ritterschaft voriger Jahrhunderte gehabt. Hier hatte alles, auch die Spiele der Liebe, ein kriegerisches Ansehen, die Farben, der Namenzug, der Sinnspruch der Geliebten, zierten den Schild des Liebhabers.

Die Schranken des Turnierplazes öffneten sich jedesmal als ein neues Feld der Ehre, wo der Sieger vor den Augen der ganzen Nation oder eines Theils derselben, die Krone der Belohnung aus den Händen der größten Schönheit erhielt. Jezt vergleiche man mit diesen Tagen der Ehre die heutigen, wo beynahe Trägheit, Unempfindlichkeit herrschen, wo ein Theil unsrer Krieger die Lanzen, mit welchen ihre Väter fochten, nicht erheben können.

Turnier-Könige, Herolde und Waffen-Porsevanten erinnerten den jungen Ritter, der zum erstenmale im Turnier erschien, an die Thaten seiner Ahnherren. „Gedenke, wes„sen Sohn Du bist!“ riefen sie ihm zu: „und schlage nicht „aus der Art.“ Der edle Jüngling nahm weder Wappen, noch Feldlosung, noch Wahlspruch an; trug eine Deke über seinen Schild, damit sein Geschlechtswappen nicht sichtbar werde, bis Schwert oder Lanze die Deke zerhauen oder zerrissen haben würde. Oft ließ er auch den Schild ganz weiß; Tapferkeit und Tugend mahlten ihm ein Sinnbild darauf.

Man vergleiche unsre Zeiten mit den damaligen, wo sich unsre Väter immer mehr und mehr durch wechselseitige Bande der Freundschaft zu vereinigen gesucht, und sich, außer dem natürlichen Rechte, die Namen Vater, Sohn und Bruder beygelegt haben. Diese glüklichen Zeiten sind nicht mehr, wir haben auch fast die Keime solcher zärtlichen und liebevollen Empfindungen ausgereutet: diese geheiligten Pfänder und Namen, welche unsre Väter mit so viel Edelmuth und Mühe zu vermehren bedacht waren, und welche die Natur selbst über alle andre Würden gestellet hat, sind beynahe verächtlich geworden. Es scheint, daß man sich schäme, sie zu führen und die Bande der Blutsfreundschaft nichts angenehmes mehr für uns haben.

Das Hirngespinnst des hohen Tons des Wohlstands, ein Ekel gegen das Natürliche, machen uns zum Theil gegen den Ruf der Väter und die Empfindungen des Herzens künstlich fühllos.

Wenn wir diese Wahrheiten auf die Duelle anwenden wollen, so bemerken wir, daß es fast das Ansehen habe, als ahmten wir heut zu Tage mehr ihren Thorheiten als ihren Tugenden nach.

Die Bewegungsgründe zu den Duellen der Alten und den Zweykämpfen der Vorzeit, scheinen, wo nicht ganz unschuldig, wenigstens doch weit weniger verabscheuungs- und strafwürdig zu seyn, als es die Ursachen sind, welche die neuern Duelle gewöhnlich veranlassen.

Die ersten Zweykämpfe wurden eigentlich, wie wir in der Ersten Abtheilung ersehen, zum allgemeinen Besten eingeführt. Man suchte ehedem eine kleine Anzahl Zweykämpfer aus, um das Blut beyder Armeen zu schonen, welche

durch ihren Sieg oder Tod das Schikſal der Könige und ihrer Staaten entſchieden.

Eine andre Gattung der, wie man meynt, erlaubten Duelle, ſoll diejenigen ſeyn, die auf die Entdekung gewiſſer Laſter zieleten, die nicht nach gewiſſen Regeln entdekt werden konnten. Anſtatt nun, daß ſich dergleichen Perſonen ſelbſt herausgefordert hätten, ſo wendeten ſie ſich zuvörderſt an ihren Landesherrn. Man führte die Kämpfer in einen viereckigten Plaz, und wann der Waffenherold ausgerufen hatte: Laßt die guten Leute ihren Kampf antreten! ſo erwartete jedermann den Ausgang.

Man glaubte auch, daß es im Adelichen oder Ritterlichen Stande, gewiſſe Beleidigungen gebe, die nicht anders als mit Blut des Beleidigers abgewiſcht werden könnten. Es mußte aber ein ſolcher ſeine Ausforderung erſt dem Könige vorzeigen und um die Erlaubnis bitten, die ihm ſehr ſelten verſagt ward.

Man ſchlug ſich hinwiederum mit andern, um den Namen eines braven Kerls zu erlangen. Dergleichen Zweykämpfe fielen oft zwiſchen Rittern zwey verſchiedner Nationen vor, die ſich einander in der Tapferkeit nichts nachgeben wollten.

Man griff auch einige unter dem Vorwande beſonders an, daß man die unterdrükte Gerechtigkeit retten wollte. Und dieſe Vorſtellung, mit welcher die ehemaligen Ritter eine beſonders hohe Stufe der Ehre verbanden, weil ſie alsdann für Vertheidiger der Unſchuld, der Religion und Tugend angeſehen ſeyn wollten, hat eine unzählige Menge Zweykämpfe oder Duelle nach ſich gezogen.

Endlich nahm dann auch die Liebe, wovon ſchon umſtändlicher geredet worden, an dergleichen Zweykämpfen großen

Antheil. Und damit man dieselben entweder desto ansehnlicher machen, oder die Zaghaften zu desto größerm Muth anreizen möchte, so erfand man allerley falsche Maximen der Ehre und Reputation, die sowohl vielen braven Helden als verzagten Menschen Blut und Leben gekostet haben.

Ehe wir uns nunmehro mit Untersuchung der Moralität der Duelle beschäftigen, wollen wir vorerst bey den eigentlichen Ursachen und der Quelle stehen bleiben, aus der in unsern Zeiten die allermeisten Duelle zu entspringen pflegen. Die Hauptveranlassungen hiezu, können wohl nach allgemeiner Erfahrung, keine andre seyn, als:

1.) Unrichtige Begriffe von Ehre und Schande.
2.) Die Folge davon: Ein falsches Point d'honneur.
3.) Rachbegierde.
4.) Unrecht verstandene und übel angewandte Tapferkeit und Herzhaftigkeit.
5.) Neid, Eigenliebe, allzugroße Empfindlichkeit und andre Fehler, die aus der Unsittlichkeit entspringen, von deren besonders schädlichen Einflüssen in der folgenden dritten Abtheilung ausführlicher gehandelt werden solle.

Vorjezo wollen wir über diese festgesezten Hauptursachen besondre Betrachtungen anstellen: wir schließen uns aber dabey in die Gränzen ein, welche wir uns bey so mancherley wichtigen Gegenständen, vorzeichnen mußten. Unmöglich läßt sich hier alles sagen, was hierüber gesagt werden könnte. Wir wollen nur die Hauptideen zusammentragen, und sie alsdann dem weitern Nachdenken des jungen Lesers überlassen.

II. Abschnitt.

Von der wahren Ehre, dem falschen Point d'honneur und der Rache.

Ehre, auf Selbstliebe gepfropft, ist Würdigung seines Ichs. Sie kann rechtmäßig oder unrechtmäßig, kleinlich und windig, oder groß und edel seyn. Oft ist sie freylich nichts als ein dummes Hirnphantom oder ein nothdürftiges Kleid für die armselige Blöße. Wahre Ehre hingegen ist eines der größten unter den irdischen Gütern, zuweilen wichtiger als das Leben. Sie bestehet in einer Meynung andrer Leute, dadurch sie einen Menschen höher als andre achten; und diese Meynung und Hochachtung gründet sich allezeit auf einen Vorzug vor andern, den die Leute an demjenigen, den sie hochachten, zu finden vermeynen, welche dann, wann man sie auf Seiten dessen, der hochgeachtet wird, betrachtet, eben das, was man Ehre nennet, ausmacht.

Die wahre Ehre ist die edelste und erhabenste Empfindung der Seele, die uns die Größe unsers Ursprungs und unsrer Bestimmung fühlen läßt. Sie ist nichts anders, als der Eindruk, der von der wahren Tugend herrühret; sie ist die günstige und gegründete Meynung der Rechtschaffenen von unsern Verdiensten und Geschiklichkeiten, und von der Absicht, sie auf die beste und gemeinnüzigste Art anzuwenden. Die Ehre bestehet also auch in dem Verlangen, geehrt zu werden, und Ehre haben oder ein Mann von Ehre

zu seyn, darin: Nichts zu thun, das der Ehrenbezeugungen unwürdig ist. Man lerne aber eigenthümliche Ehre und erborgte Ehre, wahre und falsche Ehre wohl von einander unterscheiden; man schätze jene nach ihrem Werthe, und lasse sich diese nicht blenden. Alle Titel, aller Rang, alle Vorzüge, die wir blos unsrer Geburt zu danken haben, das ist erborgte Ehre, das ist kein Verdienst, aber Verbindlichkeit und Antrieb, sich Verdienste zu erwerben, und dadurch gerechtere Ansprüche auf jenen Vorzug zu erlangen.

Alle Ehre, die durch unrechtmäßige, niedrige Mittel erworben wird; alle Ehre, die in einem ausgelassenen zügellosen Wesen, im Laster gesucht wird, das ist falsche Ehre — ist wahre Schande.

Niemand erniedrige sich also dadurch, daß er demjenigen, den blos erborgte Ehre schmükt, eben die Achtung erweise, die er dem Verdienste schuldig ist.

Montesquieu bauet seine Monarchie auf die Ehre. Der Kriegsstaat hat einen ähnlichen Grund. Man muß sie aber ganz besonders bey dem Stande beobachten, welcher sich vorzüglich dieselbe zuschreibt, der sich, die Wachsamkeit, sie zu bewahren, als eine eigene Pflicht auferlegt. Die Geburt macht aber, wie schon gesagt, weniger Ehre, als sie befiehlt. Große Würden fordern große Tugenden. Seine Herkunft rühmen, heißt nichts anders, als das Verdienst eines andern loben. Keiner hat für unsern Ruhm gelebt, auch das gehört uns nicht an, was vor uns war. Die Seele allein adelt. Der Adel ist ein Ehren-Stand, der einem zur Belohnung der Tugenden und Verdienste von der höchsten Obrigkeit verliehen worden, und auf die Nachkommen erbet. Dahero kann der Adel eigentlich nur dem erstern wahre Ehre bringen; und der, der ihn erbt, muß,

wenn er wirklich edel seyn will, sich solcher durch eigene Tugend und Verdienste theilhaftig machen. Nur Verstand, nur Tugend und Verdienste adeln den Menschen, oder nach Juvenals Worten: Adel ist der Name, der in seiner eigentlichen Bedeutung immer unterscheidende Vollkommenheiten und Verdienste bezeichnete. Dahero sollte ein jeder junger von Adel nach Verdiensten ringen, die ihn würdig machten, geadelt zu werden, wenn er es noch nicht wäre. Dadurch würde ein jeder die Stiftung seines Adels in sich erneuern, und durch ein solches Emporstreben nach adelichen Tugenden, sich zum ersten seines Geschlechts machen.

Das Leben eines Edelmanns ist ein Leben, das allein der Ehre gewidmet ist, und seine schönsten Güter bestehen in seinem guten Rufe.

Der Adel, als das Zeichen der Ehre, ist demnach der erste Grund, der einen Edelmann zu lauter rühmlichen und ausnehmend schönen Handlungen verbindet. Denn der Stoff der wahren Ehre sind nicht der Adel, nicht Titel, nicht Macht, sondern erhabne Gesinnungen und Handlungen.

So ist auch der Soldaten-Stand, ein Stand der Ehre. Der edle Charakter eines Officiers von Ehre, muß den gemeinsten Soldaten schöner Gedanken und folglich der wahren Ehre fähig machen. Diese aber erlangt man nur allein durch weise, gerechte, großmüthige und tugendhafte Handlungen.

Das erste Gesez des Edelmanns und des Officiers sey also die Ehre, die Großmuth und der Wille des Fürsten, dem er dient. Und weil eben seine größte Ehre darinn bestehet, wenn er dem Fürsten treu und redlich dient, so muß er auch diesem alle Neben-Absichten aufopfern. Es muß den

Officier nichts abhalten, in dem Gehorsam gegen Ihn, Ehre zu suchen, alle Hindernisse, die man ihm in den Weg legt, zu übersteigen, und in der Tugend selbst seine Belohnung zu finden. Er muß nicht allein Ehre im Befehlen, sondern auch im Gehorsam suchen. Wer Niemand gehorchen will, kann keine Begriffe von der wahren Ehre haben; und wer diese in dem Ungehorsam findet, hat eine ansteckende Krankheit, die zu fliehen ist. Denn bey dem Soldaten ist Ungehorsam das größte Verbrechen. *)

Die

*) Man findet Leute, die allenthalben gehorchen, nur dann nicht, wann man sie vom Feinde abrufet. Die Ehre kann Leute antreiben, ungehorsam zu seyn. Wäre es nicht gut, wenn man den Gehorsam so hoch als die Kühnheit hielte, und dem Soldaten beybrächte, er könne nie mehr Ehre erwerben, als wenn er gehorchet? Die Gesetze der Aegyptier belegten den, der von seiner Fahne gewichen, und den Ungehorsam mit einerley beschimpfender Strafe. Wollen wir neuere Beyspiele? Die Türken geben uns eins. Der Befehl, welcher einem Basse den Kopf abfordert, so grausam er auch seyn kann, ist heilig. Wer sich rettet, ist bey der Nation eben dadurch beschimpfet. Seine Kinder erben die Schande; sie heißen Söhne des Flüchtlings. Man siehet, daß der Ungehorsam bey allen nicht aus einerley Ursache entstehe. Heute wird einer gutwillig folgen, welchen morgen ein andrer nur so weit fortschleppet, als es ihm zu gehen belieben wird. Ein Soldat, der in der Besatzung gehorchet, kann im Felde widerspenstig seyn. Ein Grieche, welcher in den Gefechten die Befehle des Xenophons, die ihn in Gefahren jagten, unverzüglich erfüllte, weigerte sich aus einem Thale zu gehen, wo der Schnee abgeschmolzen war. Die Schweizer forderten bey Cerisoles, Schlachtsold oder Abschied. Die Weimarer wollten nicht über den Rhein gehen, vielleicht hätte sie Herzog Bernhard bis über die Pyrenäischen Gebirge gebracht. Der Officier muß die Ursachen des Uebels erforschen, sie kennen lernen, und suchen sich Gehorsam

Die Ehrbegierde darf nie in Ehrgeiz ausarten. Jene ist erlaubt, ist natürlich, ist Keim der Tugend; dieser ist strafbares, schändliches Laster, verderbliche Leidenschaft, Tod aller wahren Tugend. Man lerne diese tyrannische Leidenschaft kennen. Sie ist eine Geißel der menschlichen Gesellschaft, und belohnet meistentheils früher oder später, mit Schande und Elend! Man muß also seiner Ehrgierde die beste, edelste Richtung geben. Die Vorzüge des Geistes und des Herzens allen Vorzügen des Standes und des Ranges; Weisheit und Tugend allen Titeln und Würden; stille Handlungen der Menschenliebe und des Wohlthuns allen geräuschvollen aber weniger nützlichen Thaten vorziehen. Man gehe noch weiter; reinige, erhöhe seine Ehrbegierde noch mehr. Man suche nicht allein die Ehre bey den Menschen, sondern bey Gott. Keinen Beyfall zu erlangen, seines Beyfalls immer fähiger und würdiger zu werden, das, das muß man das Ziel seiner höchsten Ehrbegierde seyn lassen!

Man muß nicht sowohl nach Ehre, als nach dem streben, was Ehre bringt, was ehrwürdig ist; nicht nach Ruhm, sondern nach dem was rühmlich ist! nicht nach Beyfall und Lob, sondern nach dem, was Beyfall und Lob verdienet.

horsam zu verschaffen. Hiezu sehe ich kein Mittel, als man erfülle den Soldaten, oder doch den größten Theil derselben mit der Ueberredung, daß der, so ihm befiehlt, es nicht ohne Recht thue, daß er ihn nicht hasse, daß er Ehre im Gehorsam erwerbe, und daß es zu seinem Besten gereiche, wem er gehorche, daß er nicht ungeachet widerspenstig seyn werde, daß wenn er auch den General niederstieße, so wie bey den Römern, noch ein Volk, ein Senat, andre Legionen, da seyn werden, die ihn strafen können.

Dies ist wahre Größe, wahrer Adel des Geistes, Grund und Fähigkeit zu ewigbleibender Ehre!

Man lasse sich zur Warnung dienen, die Ehre nie zu seinem lezten Zwek zu machen, sonst können wir desselben leicht ohne unsere Schuld verfehlen. Nur den Beyfall unseres Gewissens und den Beyfall Gottes, nur die kann uns Niemand ohne unsere Schuld entreissen. Darnach laßt uns streben, und wir werden nie vergeblich arbeiten, nie unseres Ziels verfehlen.

Wenn Erziehung und Gewohnheit, dem Menschen die Achtung für sich selbst und seines Gleichen zum ersten Bedürfniß macht; wenn er seine Seele gewöhnet, sich über sich selbst zu erheben, und den Beyfall seines und der künftigen Jahrhunderte einzuernten; wenn er seine Ehre nach der Tugend, für das schäzbarste unter allen Gütern hält, und die Sorge für dieses moralische Daseyn, ihm die Ehre kostbarer als das Leben und die Schande schrecklicher und furchtbarer als die Vernichtung machet: so werden niedrige Neigungen gewiß wenig Herrschaft über ihn haben.

Die Mutter der größten Thaten im Kriege, der edelsten Aufopferungen, des kühnsten Muthes, ist Ehre und Patriotismus. Der Officier, der nicht von diesem Feuer, von edlem gewissen hohen edlen Stolz auf sich und die Kräfte seiner Heerführer, von diesem Römer Geist belebt wird, wird sich auch nie zu jenen Aufopferungen erheben können.

O wie viel vermag Ehrbegierde über menschliche Seelen! Wie vieles, das die menschliche Kräfte zu übersteigen scheint! Man seze diese Triebfeder in Wirkung, so ist alles Leben. Man nehme sie weg, so ist alles todt. Die Ehre kann die Grenzen des Lebens erweitern; die Natur aber kann es nicht. Was führet die geharnischten Scha-

ren durch die verachteten Gefahren mit Freuden ins gewisse Grab, sagt ein großer Dichter. Was? die Ehre — Vaterlandsliebe. Was waren jene Helden, ein Decius, ein Regulus und die Catonen, anders als Männer, deren erhabene Seele nur allein von Ehre und Tugend lebte!

Was war der Preis, der in den Olympischen und Isthmischen Spielen errungen werden konnte? Das Lob, der zujauchzende Beyfall — die Ehre.

Nach was strebten die Helden Roms, was war das lezte Ziel ihrer Wünsche, die Entschädigung für alle ihre Aufopferungen, der höchste Lohn aller ihrer Arbeiten, den zu erhalten, sie alles wagten? Die Pracht des Triumphs, und durch diesen, die auf Patriotismus und Vaterlandsliebe gegründete Ehre.

Was hat die neuern Helden zu jenen großen Thaten angefeuert, welche der staunenden Nachwelt fast unglaublich vorkommen werden? Was hat ihr Andenken und ihren Ruhm verewiget? was anders als die Ehre.

Was belebte den Muth jenes erhabnen Kriegers, der sich so oft durch Entschlossenheit, Tapferkeit und andre Helden-Tugenden in der Schlacht und durch Güte nach dem Kriege auszeichnete, der sich bald mit kühnem Flug neben Weimars **Bernhard**, neben Condé und Turenne empor hob, und den seine Thaten schon in der frühesten Jugend, gleich jenem Besieger der Gallier *) des **Brutus** und **Carbo** **), der Spanier bey **Rocroy** ***), der Türken bey Zenta †), und der Schweizer bey **Matignan** ††) unter die Zahl der Helden einreiheten? Was gab ihm den hohen

*) Caesar. **) Pompejus. ***) **Condé**. †) Eugen. ††) Franciscus I.

Schwung in allem, was vortreflich und schön war? was seinen seltenen Talenten besondern Glanz? Gewiß waren es, bey noch andern edlen Antrieben, auch vorzüglich die mächtigen, Seele erhebenden Empfindungen der wahren Ehre. *)

*) Ich verschweige den Namen dieses erhabenen, aus einer Heldenfamilie abstammenden Fürsten, aus Ehrfurcht für eine seiner glänzendsten Tugenden, die Bescheidenheit. Ich nenne ihn nicht den theuern Namen, von dessen Reiz die große Seele eines Friederich des Einzigen ganz entzükt und erfüllt war, der sich Heil zurief seines Stammes zu seyn, und sich freuete, die ersten Strahlen seines Morgenroths gesehen zu haben und noch Augenzeuge seines Ruhms gewesen zu seyn. Aber wer — der nur die Geschichte des siebenjährigen thatenreichen Krieges gelesen, wird Ihn nicht unter der Zahl der größten Generale hervorschimmern sehen, wenn er die ersten Versuche dieser jungen Heldenseele bey Hoya und Crevelt bewundert, welche in der Folge, den glorreichen Tag bey Minden, durch einen zweyten Sieg verherrlichte, und die Lorbern seines unsterblichen Oncle theilte!

Ihr alten Krieger jener Zeiten, Euch Augenzeugen seines Ruhms, die ihr mit mir die glükliche Gelegenheit hattet, unter seiner Anführung euch Ehre zu erwerben; euch Veteranen frage ich in der ungekünstelten Soldaten-Sprache, ob euch nicht noch jezt das Herz geschwinder schlägt, und euer Gesicht von einem edlen heiligen Feuer des Muths und der Ehre glüht, so oft ihr auch nur seinen Namen aussprechen hört? ob ihr nicht noch jezt unschlüssig seyd, welche seiner Tugenden, die moralischen oder die kriegrischen, ihr am meisten an Ihm bewundern sollet; ob euch nicht noch jezt, bey Erinnerung seiner liebenswürdigen Leutseligkeit, die unsre Herzen fesselte, und der Unparteylichkeit und Gerechtigkeit, mit welcher Er jedes Verdienst lohnte, euer Herz schmilzt? Ob nicht ein Feuer durch eure Adern strömt, und euer Alter von neuem kriegrischen Muth belebt wird, so oft ihr an den seinigen geden-

Die Ehrliebe ist demnach das vornehmste Werkzeug erhabner Unternehmungen. Der Officier wie der Edelmann, muß diese zu dem lezten Zwek seiner Handlungen machen und auf solche Weise durch das gehörige Mittel, nämlich durch seine mit Klugheit verbundene Tapferkeit, nach den höchsten Ehrenstellen trachten. Er muß sich wohl überzeugen, daß er nirgends eine gewissere Hoffnung seiner Beförderung, als in der Ehre finde. Ist einem Edelmann, einem Mann, den seine Verdienste adeln, eine Stelle im Krieg zu hoch? Wenn wir Recht haben, erhöhete Aemter zu bekleiden, wenn wir vor uns Leute sehen, die sich durch den Degen, den Weg zur höchsten Ehrenstelle, von der geringsten Stuffe gebahnet, so muß der Ehrgeiz nothwendig aufwachen. Er ist aber nur alsdann ohne Tadel, und einem ehrlichen Manne anständig, wenn er nicht sowohl die Würden zu bekleiden, als sie zu verdienen wünschet. Unser Ehrgeiz bestehe darin, in unserm Stande das zu seyn, was wir seyn sollen! Kein Ruhm muß ihn mehr rühren, als der von großen Thaten und aus

ket, der den eurigen so kräftig, auf der Bahn der Ehre stärkte! Werdet ihr nicht noch euren Kindern und Kindskindern mit den wärmsten, ihnen noch unbekannten Gefühlen erzählen, wie oft ihr Ihn auf den äußersten Vorposten, die Beschwerlichkeiten des gemeinen Soldaten theilen und eure Sicherheit, durch seine Wachsamkeit befördert gesehen? — wie liebreich, deutlich und präcis, Er seine Befehle gab; wie unermüdet in dem militärischen Dienst, Arbeiten, und mit welcher heitern Unerschrokenheit er euch jedesmal auf dem Weg der Ehre und des Ruhms voranging?

In dem Herzen eines jeden von uns, muß sein Angedenken mit unauslöschbaren Zügen eingegraben bleiben, und selbst die Schwachheit des Alters wird in unserm Gedächtniß niemals Empfindungen vertilgen können, welche Ehrfurcht, Dankbarkeit, Liebe und Bewunderung, so tief eingeäzet haben.

dem seinen Beyfall entstehet, den rechtschaffene Leute der Tugend geben. Auf Leute, die so denken und so handeln, ist anwendbar, was Belisar dem Kaiser Justinian hierüber sagte: „Was wird man nicht mit Männern ausrichten können, die Brot und Ehre haben!

Ehre und Ehrliebe, oder die Neigung, vortheilhafte Meynungen von uns bey andern zu erweken, und alles zu begehren, was als ein Kennzeichen des günstigen Urtheils, das andere von uns fällen, anzusehen ist, muß auf alle Stände wirken; alle sollten von ihr angetrieben werden. Aber vorzüglich muß, wie schon gesagt, der Adel die Ehre erhalten. *) Reichthümer können durch andre Wege

*) Man weiß, wie hoch die Könige von Frankreich, Franz I. und Heinrich IV., den Adel schäzten. Beyde Könige, wann sie etwas versicherten, bedienten sich immer der Ausdrüke; Bey der Ehre oder der Treue eines Edelmanns.

Die großmüthige Seele Heinrichs verheelte es nicht, wem er seine Siege bey Arques, Yvri, Aumale u. a. m. zu verdanken hatte. Er hatte seinen Adel im Kriege so herrliche Thaten verrichten gesehen, daß er oft sagte, mit diesem würde ihm nichts unmöglich seyn. Ein Spanischer Abgesandter bezeigte ihm einst seine Verwunderung, daß er immer die Edelleute so um ihm herumgedrängt sähe: „Hätten Sie mich jemals in der Schlacht gesehen, gab ihm der Prinz zur Antwort, so würden sie das Gedränge noch stärker gefunden haben.

In unsern Zeiten, scheinen die Franzosen die Rede vergessen zu haben, welche dieser große König beym Antritt seiner Regierung hielt, als ein Theil der Stände von Rouen versammelt war. „Durch die Gnade des Himmels, durch den Rath „meiner getreuen Diener und durch den Degen meines tapfern „Adels, vor dem ich meinen Prinzen keinen Vorzug gebe, in„dem ich den Titel eines Edelmanns für den rühmlichsten hal„te, habe ich diesen Staat aus der Sclaverey und vom Un„tergang gerettet ꝛc.

ins Land gebracht werden. Doch dürfen wir den wahren Adel, oder die Ehre nicht als ein ererbtes Gut; sondern

Wer hätte damals gedacht, daß noch eine Zeit kommen könnte, in welcher der größte Theil dieser Nation alle seine Kräfte anstrengen würde, demjenigen Theil des Staats-Körpers, den man in jenen Zeiten für seine Stüze anerkannte, und ohne welche die Monarchie wahrscheinlich schon längst zertrümmert seyn würde, aller Vorzüge zu berauben, und ihn dem untersten Bürgerstande gleich zu machen. Der Zukunft ist es vorbehalten, zu entscheiden, ob Frankreichs Militär-Stand, durch Aufhebung und Unterdrükung des Adels, gewonnen oder verloren habe? ob dadurch die Vertheidigungskräfte des Staats vermehrt oder vermindert worden? Es wird sich zeigen, ob Frankreich nach der neuen Staatsverfassung, jemals wieder, so wie Louis XIV. einen Krieg 12 Jahre lang, fast gegen ganz Europa aushalten und mit Ehren endigen könne? (Der Verfasser schrieb dieß zu Anfang der Revolution)

In jedem Winkel der bewohnten Erde kennt und ehrt der Mensch, den Unterschied der Stände. Wer drang ihm diese Ueberzeugung auf? wer war sein Lehrmeister, wenn es die Natur nicht war? Ein allgemeines Vorurtheil hört auf ein Vorurtheil zu seyn, und wenn die ganze Welt Unrecht hat, so hat vermuthlich die ganze Welt Recht. Der Herr Präsident von Kozebue, der dieses sehr wahr sagt, malt mit wenigen Pinselstrichen ein Bild des vormaligen französischen Adels. Wie der Knaben Muthwille dieß schöne Gebäude in unsern Tagen zertrümmert hat, das weiß Jedermann. Aber auch seine Ruinen sind noch ehrwürdig. Eingedenk ihrer schönen Pflicht, der Treue gegen ihren Monarchen, kehren die Edeln von Frankreich mit blutenden Herzen dem väterlichen Heerd den Rüken, und fliehen ein Land, wo die Freyheit sich in Bürger- ach! wer weiß noch in Königsblute berauscht. Der Reichthum, den sie mit sich nehmen, war die Ehre. Vergessen mögen sie ihre Ahnen, vergessen die Verdienste ihrer Vorfahren; sie bedürfen deren nicht länger, sie sind geadelt durch sich selbst.

vielmehr als die Frucht und die Belohnung der Tugend ansehen ;und alsdann ist sie, die Ehre, unter allen Gütern

Nicht der Adel an sich ist einem Staate gefährlich, wohl aber eine allgemeine Sitten-Verderbniß, welche noch allemal, wenn sie bis auf einen gewissen Grad gestiegen, große Revolutionen oder gar den Untergang der Staaten, nach sich gezogen hat. Denn gewiß ists: keinem Menschen, keinem Staat, ist es vergönnt, eine Glükseligkeit zu genießen, welche größer sey, als seine Tugend.

Was der große König von Preussen Friedrich II. von seinem Adel hielt, können wir in dem 5ten Band seiner hinterlassenen Werke nachlesen. Nichts kostete mehr Mühe, sagt er daselbst, als Ordnung und Mannszucht wieder in die Infanterie zu bringen, die so sehr von ihrer ehemaligen Höhe herabgesunken war — Seit dem Jahr 1770 bekam die Armee ein andres Ansehen. Um diesen für die Wohlfahrt des Staats so wichtigen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, hatte man aus dem Corps der Officiere alles hinweggeschaft, was zum Bürgerstand gehörte — und da das Land selbst nicht so viel Edelleute hergeben konnte, als bey der Armee erforderlich waren, so nahm man Ausländer in den Dienst, unter denen sich einige gute Männer befanden. Diese Aufmerksamkeit auf die Auswahl der Officiere ist viel nöthiger, als man gewöhnlich glaubt: denn im Allgemeinen hat der Adel Ehre. Man kann und wird indessen auch nicht läugnen, daß man nicht selten Verdienst und Talent unter Personen, die nicht von Geburt sind, antrifft; und in einem solchen Falle thut man wohl, dieselben zu erhalten. Im Allgemeinen aber bleibt dem Edelmann keine andere Hülfsquelle übrig, als sich mit dem Degen hervorzuthun; verliert derselbe seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, anstatt daß ein Bürgerlicher, wann er etwas Unwürdiges begangen hat, ohne zu erröthen, das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift, und sich dadurch nicht mehr beschimpft glaubt. —

Wie sehr der König aber auch die unwissenden Edelleute verachtete, und wie Er hierüber dachte, das ist aus der Ant-

wohl das schäzbarste. Man muß aber auch den Adel aufmuntern, Belohnungen und Vortheile zeigen, die ihn antreiben, die Geburt durch keine Niederträchtigkeit zu beschimpfen, das größte Glük in der Beobachtung der strengsten Tugend, in der Treue gegen den Staat und dem Ansehen desselben zu finden, das er unterstüzen hilft. Der Beyfall, den man uns zugestehet, die gute Meynung, die man von den Eigenschaften unsers Verstandes und Gemüths hat, das Zutrauen zu unsrer Redlichkeit, erfreuet und belebet uns. Den Kämpfer erhizet der Zuruf der Zuschauer, und Calan verbrennet sich, um nach seinem Tode bewundert zu werden.

Nero singt aus Ruhmsucht im öffentlichen Schauspiele, und erlaubet, seiner göttlichen Stimme zu opfern. Caligula triumphirt über den besiegten Ocean, und läßt die Muscheln, die er am Ufer auflesen ließ, den Göttern als Beute reichen.

Wäre es gleichgültig, wessen Beyfall wir erwerben, wäre der Zuruf des Pöbels, die Bewunderung desselben werth, seinetwegen Mühe zu übernehmen, so würde man mit gutem Rechte die Seiltänzer, die Luftspringer zu Wegweisern zu dem Tempel der Ehre annehmen.

wort zu ersehen, die Er einem gewissen Grafen gab, der Ihn für seinen Sohn um einen Plaz in der Armee bat, welcher nicht unter seiner hohen Geburt wäre. „Junge Grafen, die nichts gelernt haben, sind Ignoranten, sie mögen auch hinkommen, wohin sie wollen. Der Sohn eines Königs von England ist auf dem Schiffe, das er zu regieren lernen soll, anfänglich nichts als Schiffsjunge. Wenn ein Graf etwas werden will, der Welt und dem Vaterlande nüzlich, so muß er sich auf seine Titel und hohe Geburt nichts einbilden; denn von diesen läßt sich nur ein Thor blenden. Das eigentliche wahre Verdienst, ist das persönliche Verdienst.

Der Beyfall rechtschaffener Menschen, ist die Belohnung tugendhafter Unternehmungen, der beste Zeuge unsres Wohlverhaltens, und wohl würdig, daß man ihn in der Beobachtung der Geseze, die unsre Handlungen bestimmen, zu erwerben suche.

Der Mann von wahrer Ehre unterscheidet sich nicht sowohl durch die Geburt, durch die vortreflichen Ahnen, durch die ihm wegen der Geburt in dem Staat gegebenen Ehrenstellen, sondern vielmehr durch innerliche und entscheidende Tugenden. Ein Mann von Ehre befleißiget sich, durch seinen Verstand, durch Gelehrsamkeit, Fleiß, Redlichkeit, Tapferkeit, Liebe für das Vaterland und für sein Geschlecht, sich von den übrigen Menschen so zu unterscheiden, daß man von ihm sagen könnte:

Sois par les Sentimens et par la Probité
Ainsi que par les Mœurs homme de Qualité.

Die Ehre entstehet aus der Achtung andrer. Ehe die Menschen durch die Geseze in eine Gesellschaft gebracht wurden, war die Ehre ein Unding. Nun ist sie ein Etwas, eine Tugend, welche im eigentlichen strengen Verstande nicht mit der Religion verbunden ist; sie verbindet aber gewisse Personen, sie strenget sie an, gewisse Pflichten zu leisten, und gewisse Verbindungen zu erfüllen. Die Ehre bestehet also durch die menschliche Gesellschaft, und entstehet durch die Grade des Lobs und des Tadels, dessen sich ein Mensch würdig macht.

Fromm, weise, klug und mild,
Gehöret in des Adels Schild.

So singt der alte Reim, und Cicero nennt den Adel eine anerkannte Tugend, weil der erste Adel aus der Vermählung

der Hochachtung mit der Tugend entsprang. Wer waren die ersten Edeln? (so fragt der vortrefliche Herr Präsident von Kotzebue, dieser liebenswürdige Verfasser des schönen Buchs vom Adel.) Es waren die Wohlthäter der Menschheit! Auch der Weise und Tapfre wird für Edel geachtet, wenn er gleich kein Edelmann ist. Adel der Gesinnungen verleiht freylich keinen Stammbaum. Auf jedem Pfade der Tugend kann man Edel seyn, doch Glük, Verdienst, Zufall und Gunst müssen sich der Tugend zugesellen, um Adelich zu werden.

Schon vor dreytausend Jahren hat Homer in seiner Iliade den wahren Adel bezeichnet. Damals war Tapferkeit noch die einzige geltende Münze, wofür man Ruhm und Ehre eintauschen konnte; denn in der Jugend eines Staates blühen die Waffen, im männlichen Alter die Wissenschaften, im Greisen-Alter Künste und Handel. So ward mit dem Wachsthum der Cultur, jede bürgerliche gemeinnüzige Tugend nach ihrem wahren Werth gewürdigt. Tugend ist der einzige Adel! rief Horaz. Nur Tugend adelt! sprach Apulejus. Fremde Thaten sind nicht unser Eigenthum! sang Ovid. Nur der Edle ist Adelich gebohren! schrieb Euripides. Tugend adelt herrlicher, als das Blut der Könige der Franken! dichtete Marcellus.

Ja Tugend bedarf keines Ranges. Edles Bewußtseyn ist ihr Schild, eine schöne That ihr Helm. Wer fragt nach Ahnen, wo Franklin erscheint? wer fragt nach Titeln, wo Rousseau auftritt? wer fragt nach einem Pergament, wo alle Herzen reden? Leibnitz, Wolff und Haller wurden zu Freyherren erhoben, doch spricht man immer noch: Leibnitz, Wolff und Haller, und erwähnt ihrer Freyherrlichkeiten nur selten. Es gibt Menschen, welchen Titel und Orden Ehre leihen; es gibt andre, welche Titeln und Orden Ehre leihen.

Ludwig XIV. adelte Moliere, Moliere lachte darüber. Sein Adel ist vergessen, seine Lustspiele leben noch. Jeannin war einer der besten Minister Heinrichs des Vierten, obgleich die Spanier nicht begreiffen konnten, wie man einen Menschen ohne Adel zum Gesandten an ihrem Hofe machen könnte. De qui êtes vous fils? fragt ihn der König. Sire! de mes Vertus, antwortete der Bidermann. Alberoni trug als Knabe grüne Waare zu Markte, und verwirrte als Kardinal ganz Europa. Die Erretterin Peter des Großen war ein Liefländisches Bauermädchen, und sein Freund verkaufte einst Pasteten. Pabst Adrian VI. war eines niederländischen Fischers Sohn; Iphicrates der Sohn eines Schusters; Marius, der siebenmal Consul wurde, der Sohn eines Handwerkers. Basilius, ein Bettler, ward griechischer Kaiser, und regierte gerecht und menschlich. Pabst Hadrian IV., dem Kaiser Friedrich der Rothbart die Füße küßte, der Steigbügel hielt, und sein Pferd am Zaum neun römische Schritte weit führte, war der Sohn eines englischen Bettelmönchs, und lange Zeit selbst Bettler. Erzbischoff Willigis von Mainz, der durch seine Weisheit die Fürsten des deutschen Reichs nach Gefallen lenkte, war eines Fuhrmanns Sohn, daher auch noch das Rad im Mainzer Wappen stammt. Man könnte Bogen anfüllen mit den Namen derer, welche durch Kopf und Herz in den Tempel des Ruhmes drangen.

Tugend und Vaterlandsliebe geben Ansprüche auf jede Ehrenstelle, man sey ein geborner Edelmann, Bürger oder Bauer.

Kaiser Leo pflegte zu sagen: die Thaten, nicht die Geburt, machen den Feldherrn; so wie das Gold nicht den Spieß macht, sondern die Schärfe der Spize, wäre sie auch nur von Eisen. Ein solches Wort ist immer Lobes werth;

es ist herrlich in dem Munde eines Kaisers! Ihm gleichen die Gesinnungen Friedrichs des gekrönten Weltweisen. Alle Geschöpfe, sprach er, welche auf dem Erdball wimmeln, sind Kinder Eines Vaters, aus Einem Blute entsprossen. —

Voulés vous en effet paroitre au dessus d'eux,
Montrés vous plus humains, plus doux, plus vertueux.

le Philosophe de Sanssouci.

Besitzt der Bürgerliche Muth, so sey der Edelmann tapfer; besitzt der Bürgerliche Kenntnisse; so sey der Edelmann gelehrt. Immer stehe er eine Stufe höher durch **Verdienst**, so gönnt man ihm auch die, auf welche die Geburt ihn stellte.

Es gibt ewige Wahrheiten, wahr in jedem Jahrtausend, wahr unter jeder Zone, in jedem Rang und Alter. Die Natur sagt sie den Weisen aller Nationen in die Feder, ohne Verabredung, ohne Forschen, ohne Mühe. Eine solche ist der goldene Spruch: „**Nur Eine Sonne leuchtet!** und „**nur Eine Ehre!** sie begrüßt die **Tugend** als ihre Mutter."

Ich will mit Pufendorf annehmen, daß es eine gemeine Ehre gebe, welche darin bestehet, daß ich in der Republik als ein unbescholtener Mann, ohne alles andre Verdienst lebe. Wenn ich aber den gemeinen Theil der Menschen zu übertreffen suche, so verlange ich auch mehr Lob meiner Verdienste, und glaube, daß meine Geschicklichkeit mehr Lob als andrer verdiene. Auf diesen Gründen nun, welche eine lebhafte Begierde in mir erweken, wegen großer Fähigkeiten, mich um viele Menschen verdient zu machen, und von ihnen hochgeachtet zu werden, entstehet die Ehrbegierde. So

wird sie vom Volk aufs Volk und vom Vater auf das Kind gepflanzet. Allein wie die Tugend bey den Sterblichen selten allein verehret wird, so schweifen dieselben auch in dieser Begierde aus, und die Ehrbegierde wird ein Laster, da sie allein eine Tugend seyn sollte. Ich weiß zwar wohl, daß die Ehrsucht die Hauptleidenschaft derjenigen seyn solle, die man in der Welt große und edle Seelen nennet. Es gibt aber eine Ehre, die selbst im Schooße der Tugend wächset, und die derselben folget, wie der Schatten dem Körper. Es gibt eine gewisse Art der Reputation, die mitten unter großen und rühmlichen Thaten angetroffen wird, und die durch eine genaue Beobachtung unsrer Pflichten, sowohl in Ansehung der Religion, als der Gesellschaft unterhalten wird.

Den Klugen und Rechtschaffnen gefallen wollen, ist für sich löblich. Ihr Beyfall vergnügt und stärkt die Seele zu neuen guten Unternehmungen. Der Trieb nach Ehre bleibt also so lange eine natürliche gute Anleitung zu löblichen Bemühungen, als er von der Vernunft zu seiner Absicht gehörig geleitet, auf wahre Verdienste und gute Eigenschaften gerichtet, und durch Demuth und Unterwerfung gegen Gott geordnet und regiert wird; und er wird nur alsdann eine Quelle von Thorheiten und Lastern, wann er sich der Herrschaft der Vernunft entreißt, in eine heftige Leidenschaft ausartet und die Absicht verkehrt. Auch bleibt der gute Name, in so fern er die Rechtschaffenheit des Herzens, die alle Menschen besizen sollen, voraus sezet, allezeit Pflicht für uns; denn wir können nicht gut seyn, wenn wir ihn nicht wünschen und eifrig suchen. Es muß aber der innere Beyfall unsers Gewissens, daß wir nach den Gesezen der Vernunft und Tugend auf die redlichste und beste Art zu handeln trachten, allezeit vorhergehen, wenn der Ruhm

und der gute Name kein Schall ohne Bedeutung seyn soll. Der Mensch im geselligen Leben ohne allen Ehrgeiz ist ein todtes Marmorbild, zu jedem Großen und Edlen untauglich — der Krieger aber ohne Ehrgeiz ist noch weniger als dieß, weil er ganz für seine Bestimmung verloren geht, und zu keiner Aufopferung, die allein Helden macht, fähig ist. Man muß sich aber wohl hüten, den Ehrgeiz mit Ehrsucht, Ruhmbegier mit Ruhmsucht, zu verwechseln; denn zu je schönern Tugenden jene spornen, zu desto niedrigeren Lastern reissen diese hin. Der Soldat kann ohne Ehrgeiz, ohne Ruhmbegier nicht bestehen; das göttliche Bild beyder muß ihm im Tumult der Schlacht vorschweben, muß seinen Geist entflammen, seine Schritte leiten, und ihn zu unsterblichen Thaten hinreissen.

Ein übertriebener und übel geordneter Ehrgeiz hingegen, woraus das falsche Point d'honneur entspringt, ist der Fehler, wo man die Ehre zu seiner lezten Absicht macht, und ihr alles andre aufopfert. Zwar kann nicht geläugnet werden, daß aus dieser Leidenschaft zu allen Zeiten viele große und nüzliche Handlungen entsprungen sind; daß sie aber dessen ungeachtet nach der christlichen Lehre Sünde sey, erhellet nicht nur aus deutlichen Schriftstellen, sondern auch insonderheit daraus, weil sie mit Herrschsucht, mit Feindschaft gegen jeden Nebenbuhler, mit allerley oft sehr niedrigen Künsten, mit Gleichgültigkeit gegen Vermögen, Gesundheit und Leben, mit Vernachlässigung solcher Pflichten, deren Beobachtung kein Aufsehen macht, und endlich mit stäter Unruhe des Geistes, verbunden zu seyn pflegt. Aus dem Ehrgeiz entstehen Eitelkeit oder derjenige Fehler, wo man blos die Zeichen der Ehre mit einem Eifer sucht, der ihnen alles andre aufopfert. Nach allem, was Aufsehen machen, oder ein Merkmal von Achtung und Beyfall

seyn kann, strebt der Eitle mit der größten Begierde, oft ohne wahre Verdienste zu haben, oder sich dieselben zu erwerben.

Unedler Stolz, oder derjenige Fehler, wo man seinen Vorzügen einen allzu hohen Werth beyleget, und sich dieß in seinem Betragen merken läßt.

Hochmuth, oder der Fehler, wo man sich eingebildete Vollkommenheiten beylegt, und dieß in seinem Verhalten gegen andre zu erkennen gibt.

Hoffart, wo man eitel und stolz zugleich ist.

Aufgeblasenheit, wo man andern seinen Hochmuth durch deutliche Merkmale der Verachtung zu erkennen gibt.

Die mißverstandne Ehre und das falsche Point d'honneur ist ein Tand, ein Nichts, die um so eher zu den greulichsten Thaten verleiten, als sie zuweilen der Tugend gleichen. Dieser ermordet seinen Freund in einem Duell, weil sein falsches Point d'honneur ihn glauben macht, daß seine beleidigte mißverstandne Ehre, ein solches Opfer von ihm fordre. In jenem gutherzigen, von Natur sanftem Mädchen erstikt die falsche Schande und Ehre, den stärksten und zärtlichsten Naturtrieb; nachdem es der wahren Ehre nicht geachtet, so wird dieß furchtsame getäuschte Mädchen aus falscher Schaam und Ehre, grausam ja ein Ungeheuer, das die Beweise seiner verlornen Unschuld und Ehre zernichtet. Wie viele sind nicht schon Mörder an sich selbst geworden, weil sie den Verlust ihrer Ehre nicht überleben wollten! Jener verschwendet sein Vermögen oder zerrüttet seine Gesundheit, weil er von falschen Begriffen der Ehre geleitet, solche in Dinge sezt, die gar nichts mit ihr gemein haben. Hier ist einer, der sich eine Ehre daraus macht, hart

und

und unempfindlich zu seyn, oder durch Ränke und Ueberlistungen sich ein Ansehen von überlegenem Verstande und seiner Politik zu geben; hier ein andrer, der durch Schmeicheley, Falschheit und affectirtes Wesen, es sich zur Ehre macht, das zu seyn, was der wahre Hofmann nicht ist; der mit seinem Stand, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit zu verbinden weiß; da ein Bramarbas, der mit unächtem Ehrgefühl, sich durch die Menge seiner Raufereyen, Eingang in den Tempel der Ehre verschaffen will; dort einer, welcher die Ehre lediglich in seiner Geburt, seinem Stande, Reichthum und äußerlicher Pracht, oder einzig in dem sucht, was ihm das Glük ohne seine Mitwirkung zugewendet hat; wieder andre, die sich durch besondre Heiligkeit vor andern hervorthun wollen, und noch andre, die größten Thoren von allen, die sich durch Irreligion, Spotten und Verwerfung der heiligsten und vernünftigsten Wahrheiten einen Vorzug und eine ehrenvolle Auszeichnung vor andern erwerben wollen. Die wenigsten suchen die wahre Ehre in innerlichen Vortheilen, die sie durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, durch die Geschiklichkeit der Welt nüzlich zu seyn, überhaupt durch Rechtschaffenheit und Verdienste erlangen. Die meisten begnügen sich mit den Zeichen der Ehre, ohne sich um die Ehre selbst zu bekümmern.

Ach, wie vielen hat das Bestreben nach Ehre und Ruhm das Leben unruhig und unglüklich gemacht? Nicht, weil es nicht löblich und an sich erlaubt wäre; sondern weil es so leicht in die bösen Eigenschaften des Ehrgeizes und Hochmuths ausartet. Wir sind beydes, ehrgeizig und hochmüthig, wenn wir Ruhm und Ansehen blos um unsertwillen, als einen Zwek und nicht als ein Mittel zu höhern guten Absichten suchen.

Der Ehrgeizige hat eigentlich kein Gefühl in seinem Herzen, als das Gefühl seines Ruhms; er kann Ströme Blut vergießen, um zu siegen, sich in die Gefahren des Todes wagen, um den Lorbeer des Helden zu erbeuten, und die Thränen ganzer Nationen gleichgültig ansehen, um seine Eifersucht oder seinen Neid zu befriedigen. Er wird ungerecht, sobald es seine Ehrsucht befiehlt. Er wird ein Mörder, sobald er dasjenige, worin er seine Ehre sezet, gekränkt glaubt. Er wird ein nachlässiger Vater, ein gebietrischer Freund, ein beschwerlicher Amtsgenosse, und überall sein eigener Feind seyn. Ehrsucht ist Marter und Unglük; sie ist ein ewiges Feuer, das weder durch die Zeit noch selbst durch die Ehre gelöscht wird. Die Ruhe, die Zufriedenheit ist das beschiedne Loos des Menschen, und die Tugend das einzige Mittel, dieses Kleinod zu erlangen. Der Ehrgeizige kann dieses nicht begreiffen; seine Leidenschaft spornet ihn beständig, er kennet keine Glükseligkeit, die nicht von allem Schimmer und Pomp umgeben ist, welche er für die wahren Güter des Lebens hält. Triumphwagen, Schlachtfelder, Lorbeerkränze, Ordensbänder, der Schutt zerstörter Städte, die über ganze Länder verbreitete Verwüstung sind die Bilder, welche in seinem Begriffe von der Glükseligkeit, das Wesen derselben ausmachet. Er genießt nichts, als zurükprallende Freuden: Freuden, deren Strahlen vom Helden sich gegen den blöden Verstand der Thoren brechen, und dann erst von ihm gesehen werden. Seine Glükseligkeit ist, daß andre ihn für glükselig halten, und daß ihn der Alberne bewundert.

Ruhe ist nicht das Loos des Ehrgeizes. Sehet, Cäsar hat Rom besieget: was fehlt ihm mehr, seine Leidenschaft zu vergnügen? war eine Welt nicht genug, ihn zu beglükken? Eine gesittete Welt, eine Republik, deren Bürger

Helden waren? Nein, Cäsar legte von der Eitelkeit des Ziels seiner Wünsche ein unverwerfliches Zeugniß ab, indem er fragte; und ist dieß alles? Eine Frage, die viel zu spät, die so gar thöricht war; indem sie zeiget, wie wenig er die Gegenstände seiner Begierden, die glänzende Hoheit gekannt, zu welcher er sich durch tausend abscheuliche Verbrechen den Zugang eröffnet hatte, und zu welcher er auf unzähligen Leichen erschlagener Mitbürger hinangeklettert war. Cäsar machte schon neue Entwürfe in den barbarischen Wüsten der Scythen und Sarmaten, die Glükseligkeit zu suchen, die er auf den Pharsalischen Gefilden nicht erfochten hatte. Sein frischer Lorbeer aber ward ihm vom Tode abgerissen und die Summe aller seiner ehrgeizigen Entwürfe war ein Dolch, den ihm die Hand eines Freundes in die Brust drükte. Wenn selbst der Ruhm der größten Männer nichts Gründliches hat; wenn die Grabmäler, unter denen die Krieger ruhen, welche ehemals so viel Aufsehen gemacht haben, zulezt nur noch der Zeitvertreib eines Vorübergehenden sind; wenn die verheerende Zeit den Marmor, welcher dieselben dekt, angegriffen, und ihre Thaten nun einen Dolmetscher nöthig haben: so lasset uns zwar den Ruhm lieben, weil er die Tugend begleitet, und weil man ohne einen guten Ruf kein ehrlicher Mann seyn kann, aber lasset uns auch darauf bedacht seyn, zugleich vor den Augen Gottes zu leben, wenn wir unter den Menschen mit Ehren leben. Diese und jene Beyspiele, mein Sohn, lehren dich zugleich einen andern Betrug, welcher diejenigen verführet, die ihren Gözen das Wort reden, und ihre Begierden nach Ehre, heuchlerisch unter dem Schein der Tugend vertheidigen wollen. Sie sagen, daß die Ehrbegierde eine Quelle sey, woraus sehr viel edle Tugenden fließen. Allein Ehrbegierde, so wie auch eifriges Bemühen nach Reichthum sind nichts als Zweige, die, sobald sie von der

Wurzel der Tugend abgerissen werden, verdorren und vermodern. Sie sind nichts, als Kanäle, die sich in todte Pfüzen verlieren, wenn sie nicht wieder in die Quellen der Tugend zurükfließen. Der Ehrgeiz kann zwar die Gestalt der Tugend annehmen; allein, er macht sich immer zum Ziele seiner Verstellung, ist sanftmüthig und milde, so lange es sein Eigennuz erfordert: sobald aber Grausamkeit nöthig ist, den erfochtenen Lorbeer zu beschüzen, wird eben diese Leidenschaft zur Quelle unmenschlicher Laster werden, und Frevel und Bosheit eben so leicht, als Milde und Großmuth ausüben können. Es ist indessen gewiß, daß kein Theil in der Einrichtung des Menschen unsre Bestimmung für die Gesellschaft so augenscheinlich zeige, und so sehr auf unsre Verbesserung abziele, als die Begierde nach Ruhm oder Hochachtung. Wir werden durch einen natürlichen Trieb bewegt, die Hochachtung und Ehrerbietung andrer zu suchen.

Dieser Trieb ist zu gleicher Zeit dem moralischen Theile unsrer Einrichtung vortreflich angemessen, indem er alle moralischen Tugenden befördert. Denn ist wohl ein untrüglicheres Mittel, sich Hochachtung und Liebe zu verschaffen, als ein tugendhafter Wandel? Wenn ein Mensch gerecht und wohlthätig, wenn er mäßig, bescheiden und klug ist, so wird er unfehlbar die Hochachtung und Liebe aller derer gewinnen, die ihn kennen. Jedoch der Beyfall der Menschen, erhöhet unsre wahre Würde nicht, und ihr Tadel verringert sie nicht. Wahre Ehre beruht nicht auf dem Ausspruch des Pöbels, und hängt nicht von den Meynungen andrer in Ansehung unsrer Tugend ab. Glaube mir, Niemand hat mehr, hat größre, hat wahre Ehre, als ein tugendhafter Mann. Hier kannst du deinen Ehrgeiz befriedigen, und um nicht umsonst nach Ehre zu streben, lerne

nur eines, — tugendhaft seyn. Erinnere dich, daß die wahre Ehre ihre ewige Quelle nur im Herzen des rechtschaffenen Mannes, und in der unveränderlichen Richtschnur seiner Pflichten hat.

Der Rechtschaffne, der Mann von wahrer Ehre, kann nur das Echo der Ehre, als ein äußerliches Gut verlieren: die Stimme der Ehre selbst muß aus seinem Gewissen sprechen. Er will den Ruhm verdienen, und ihn weder niederträchtig suchen, noch mit kriechender Angst behaupten. Was ist aber der äußerliche Ruhm? ein zweydeutiger Laut und ein Traum der Eitelkeit! Was ist die wahre Schande? das Laster!

Die Hochachtung ist das Verdienst eines ganzen Lebens; hingegen der Ruhm, wie oft wird er einer Handlung ertheilt, die von ungefähr geschehen ist. Die Hochachtung wirkt auch mehr auf die Sitten als der Ruhm, der oft nur Lastern ertheilet wird, oder bisweilen glüklichen und glänzenden Verbrechen. Glänzende Handlungen flößen mehr Neid als Bewunderung ein: Die Menschen empören sich gegen das, was sie erniedriget, und die Bewunderung ist für sie ein heftiger Zustand.

Cicero sagt mit recht schwärmerischer Wärme: „Warum wollen wir uns in einer Sache verstellen, die wir doch nicht vermögend sind zu verbergen? warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus frey zu bekennen, wir trachten alle nach Ruhm, und die edelsten Seelen fühlen diesen Zug am stärksten. Wahr ists, in den besten Menschen haftet tief ein edler Trieb, der sie Tag und Nacht mit Ruhmbegier erfüllet, und die schönsten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos diesem Leben zu überlassen, sondern zu erhalten bis auf die späteste Nachwelt. Solche

Schwärmerey, sagt der vortrefliche Ritter Zimmermann, sollte man in unserm schwärmerischen Zeitalter, Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen suchen. Ach, wer so glüklich wäre, die Flamme in ihren schönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieselbe sie abzuhärten zu eisernem Fleiße; wie würde er sie wegfliehen sehen von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden sie sich bequemen; welche Thaten würden sie hoffen lassen, welchen Ruhm, welche Lorbeeren!

Die Ehre, die Grundlage militärischer Tugenden, ist zwar noch herrschend, aber sie leidet alle Tage unmerkliche Anstöße von den Irrthümern und in den gefährlichen Stellen, auf welche die getrieben werden, welche falschen Grundregeln folgen. Ehre im Leib haben, heißt nach dem Wörterbuch der Vorurtheile ein Mann seyn, der Herz genug hat, sich zu raufen, und kein zweydeutiges Wort ungeahndet zu lassen. Freylich bleibt der Pöbel in jedem Stande der Denkungsart nach, allezeit Pöbel: denn da er keinen Begriff von der wahren Größe hat, so scheint ihm der ein Held, der seinem wahren Werthe nach, ein Schandflek des menschlichen Geschlechts ist. So wird auch in manchen Gegenden und nach vieler Meynung, die Tapferkeit und Ehrbegierde, sehr oft nach der Anzahl der Schlägereyen abgemessen. Man sagt: dieser oder jener ist ein braver Kerl, der nichts auf sich sizen läßt. Die Unmenschlichkeit sucht hier unter dem schönen Namen der Tapferkeit zu prangen. Jene falsche Vorstellung von Ehre kennt keine andere Gerechtigkeit als die Spize ihres Degens und die Begierde für herzhaft gehalten zu werden, keine andre Tugend als die verlezte Ehre in dem Blute des Beleidigers zu rächen. Aber, mein Sohn, glaube es mir: wahre Herzhaftigkeit ist gar weit von Tollkühnheit und jener Hize verschieden, die kei-

nen andern Zwek als die Rache hat, welche doch an sich nichts als Niederträchtigkeit ist. Großmuth kann stärker als Rache, Beleidigung bestrafen. Wer die Vernunft zu Rathe ziehet, läuft nicht Gefahr, sich von dem Wege, der zur wahren Ehre führet, zu entfernen. Ist er beleidiget, so wird man vergebens seine Hand mit einem Dolche waffnen, damit er das ihm zugefügte Unrecht im Blute abwasche; der heiligen Pflichten, welche ihm die Religion auflegt, nicht zu gedenken, so weiß er, daß die Rachsucht nur ein Antheil kleiner Seelen ist, und daß ihn seine Feinde, so sehr sie ihn auch beleidigen, nicht so tief erniedrigen können, daß er sich nicht über sie durch eine großmüthige Verzeihung erheben sollte.

Rache gründet sich auf Einbildung, sie sezt gekränkte Rechte oder Ehre voraus — der Wahn, als könnte man das Geschehene ungeschehen machen, dies schnelle dunkle Gefühl, tingirt mit auflodernden Haß gegen den Beleidiger, bringt sie in Bewegung. Beyde also, Ehre und Rache, greiffen eng in einander, und verlieren sich in den ersten Krafttiefen der menschlichen Natur. Aber vieles hiebey modificirt Convenienz, Volkssitte, mehr oder weniger Aufklärung oder Fortschreitung in der Cultur. Achill fand sich gekränkt, daß ihm Agamemnon die schöne Bryseis wegführen ließ. Er rächte sich bitter, und dieser zu stark gerächte Achill ist das Centrum der göttlichen Iliade. Man kennt die Blutrache der Araber. Die Rachgier der Americaner ist ausschweifend. In Indien gibt es eine Räuberkaste, wo der beleidigte Theil oft sein eigenes Weib, sein Kind, oder was ihm zu Handen kommt, erwürgt, um nur dadurch den andern aufzufordern, ein Gleiches an seinem Weib und seinen Kindern zu thun. Dieß geschieht dann auch. So wills das Gesez der Genugthuung — Ungeheure Verirrung

der menschlichen Natur! Die schaudervollsten Beyspiele, wie ganze Familien auf einmal das bejammernswürdigste Opfer einer solchen Raserey werden können, finden wir in den Berichten der Missionarien.

Man erinnere sich, was Tacitus von den Deutschen sagt: „Jede Person ist verbunden, Beleidigungen, die man ihren Freunden oder Anverwandten zugefügt, zu rächen. Ihre Feindschaften sind erblich, aber nicht unversöhnlich.“ Doch, warum wollen wir in dem entfernten Heidenthum, wo noch Aberglauben den menschlichen Verstand mit Dunkelheit umhüllte, Beyspiele von diesem schrecklichen Auswuchs der Menschlichkeit aufsuchen? Liefert uns nicht das christliche Zeitalter dergleichen in unzählicher Menge, welche vermuthen lassen, daß Rachbegierde tief in unsrer verderbten Natur liegen müsse, weil die, durch das Christenthum gereinigtere Sittenlehre, welche aus den erhabensten Gründen, die Vergebung der Beleidigungen verlanget, solche noch nicht aus unserm Herzen hat vertilgen können. Ich bleibe hier einzig bey der Art von Rachgier stehen, welche sich meistentheils durch die Duelle offenbaret. Diese Sucht hatte im vorigen Jahrhundert und noch in den ersten Decennien des jezigen einen solchen Grad erreicht, daß sogar Damen aus Rache sich wegen ihrer Liebhaber auf Pistolen schlugen, und Enkel noch wegen Zänkereyen zwischen ihren Groß-Aeltern Genugthuung verlangten. Man spricht noch in Frankreich von einem berühmten Duell zwischen Guise und Lucé, der darin umkam. Seine Mutter wußte den einzigen Sohn, den er hinterließ, während seiner ganzen Kindheit so anzureizen, und zu einem so unversöhnlichen Haß zu stimmen, daß er sich endlich im achtzehnten Jahre mit Guise schlagen mußte, wobey er aber auch das Leben verlor. Freylich waren diese Duelle wild und grausam, aber, man muß doch auch

gestehen, daß sie zuweilen dabey einen Zusaz von Edelmuth hatten, welcher der französischen Ritterschaft Ehre machte. Hieher gehört der bekannte Zug von jenem Herrn, der sich mit Turenne schlug, und, tödtlich verwundet, als er sahe, daß sein Page seinen Tod verrätherisch rächen wollte, noch mit dem lezten Seufzer ausrief: „Turenne, nimm dich in Acht! mein Page steht dir nach dem Leben.

Die Rache belebt zwar die Seele in einem hohen Grade, aber es ist deswegen nicht zu glauben, daß sie jemals eine Bewegung hervorgebracht habe, die man Erhaben oder Groß nennen könnte. Sie ist auch niemals mit Würde verbunden, und erhebet nicht einmal die Seele, ob sie gleich dieselbe entflammt und anschwellt. Gleichwohl wird sie von vielen (dies beweisen die Duelle) nicht für niederträchtig gehalten, außer wenn sie durch heimliche Mittel sich zu befriedigen sucht.

Die Vergebung der Beleidigungen ist unstreitig der höchste Grad der Seelengröße, auf welchen sich die menschliche Natur emporschwingen kann. Ein rachgieriger Poltron kann sich herumschlagen, seinen Feind zu Boden werfen, aber ein Poltron wird selten oder niemals Beleidigungen vergeben. Rache ist doch wenigstens nichts Edles, nichts als niedrige thierische Wuth. Und gesezt, daß auch einige herrschende Sitten oder Vorurtheile den Forderungen des Gesezes die Beleidigungen zu vergeben, entgegen wären, sollten jene denn nicht diesen Vorschriften der Religion weichen müssen?

Die Beleidigungen und Schmähungen sind Wirkungen des Zorns, und die Gedult ist eine Frucht der Tugend. Gegen jene ist nun eine Seele mehr oder weniger empfindlich, nachdem sie mehr oder weniger erhaben und großmüthig ist. Sie kann um so viel leichter eine Schmähung übersehen, je

festgegründeter ihre Tugend ist. Und es sind nur schwache und kleine Geister, die sich sogleich von einer Rachgier hinreissen lassen.

Die Rache wird oft von der Großmuth entwaffnet, und nur Menschenliebe ausgeübt, wenn man seinen Feind besiegt, die Hände ringen sieht. Wie ganz ohne Rache gegen seine überwundene Feinde war Heinrich der 4te, König von Frankreich! Man wollte ihn bewegen, sich an den Städten zu rächen, welche es mit der Ligue gehalten hatten. Er gab dieser Reizung kein Gehör. Er versicherte, daß das Vergnügen, welches man von der Rache hätte, nur einen Augenblik daure, aber das Vergnügen, welches die Gnade verschaffe, endige sich niemals.

Kann ein Kaiser eine würdigere Sprache führen, als die, welcher Corneille nur den Schmuk der Poesie geliehen hat.

„Ich bin Herr über mich, wie ich es über die Welt bin,
„Ja! ich bin es, ich will es immer seyn.
„Erhaltet, o Jahrhunderte, ewig meinen neuen Sieg!
„Ich triumphire heute über den edelsten Zorn,
„Dessen Angedenken bis zu euch gehen kann.
„Laßt uns Freunde seyn, Cinna, ich, ich lade dich dazu ein.

Nichts ist groß, sagt der tiefsinnige Young, als was moralisch ist. Moralisch groß ist derjenige, welcher tugendhafter, edler und größer, als andere denkt und handelt. Derjenige aber denkt und handelt groß, der die sittlichen Gegenstände in ihren wahren Verhältnissen sieht, in ihrem eigentlichen Wesen und Werthe kennt, und deswegen das Wichtige von dem Unbeträchtlichen genau unterscheidet.

Der Grund großer Gesinnungen liegt in der Liebe zur Tugend, in der herrschenden und unveränderlichen Neigung zur Erfüllung aller Pflichten, die der Mensch, als Mensch, als Bürger, als Christ zu beobachten hat, in dem festen Vorsaze, alles, was klein, niedrig, schädlich und lasterhaft ist, zu verabscheuen, wenn dabey gleich Widerwärtigkeiten und Gefahren, ja selbst der Tod zu erdulden seyn sollte.

Nur, wer edle Zweke, sagt Pope, durch edle Mittel sucht, und, schlägts fehl, gelassen bleibt, in Ketten und Verbannung, der, er trage eine Krone, wie Aurelius, oder eine Kette, wie Socrates, der ist wahrhaftig groß.

Die Neigung des Wohlwollens kann zu einer solchen Größe steigen, daß sie in ihren Wirkungen Ehrfurcht, Bewunderung und Erstaunen erregt. Geschieht dieses, so nennen wir sie Großmuth. Denn nach den gemeinen Begriffen von Ehre und Würde, handelt nicht nur der, welcher die empfindlichsten Beleidigungen mit Güte erwiedert, großmüthig, sondern auch der, welcher mit der Aufopferung seines Vergnügens, seiner Bequemlichkeit, seines Vermögens, und selbst mit Gefahr seines Lebens für das Glük seiner Freunde, für das Wohl irgend eines seiner Nebenmenschen arbeitet, welcher die gewaltigen Empfindungen des Eigennuzes, des Neides und des Zornes ganz besiegt zu haben scheint, und welcher deswegen mit seinen Reden und Handlungen über jedes Gemeine sich erhebt, und mit Ehrfurcht und angenehmem Erstaunen für sich einnimmt. Wer findet es nicht großmüthig, wenn Carl der 4te einem Officier, der eine Verschwörung wider sein Leben ausführen wollte, tausend Ducaten zur Ausstattung seiner Tochter schenkt, und wenn Sigismund, und Heinrich der 4te von Frankreich sich beeifern ihre Feinde mit Wohlthun zu besiegen? Und wie wüßte Scipio Africanus noch in blühender Jugend

die Würde des Menschen so sehr zu schäzen, der heftigsten der Leidenschaften, der Liebe zu gebieten, um weder seine Ehre zu entweihen, noch die Glükseligkeit eines seiner Nebenmenschen zu zerrütten, um groß zu handeln.

Die Grosmuth ist also im weitern oder allgemeinen Verstande, diejenige herrschende Gesinnung, vermöge welcher ein Mensch tugendhafter, edler und größer als gemeine Seelen, denkt und handelt: oder, die in Ausübung gebrachte erhabene Meynung von der menschlichen Natur: oder: diejenige Wirkung einer edlen Gemüthsbeschaffenheit, welche verursacht, daß man freywillig würdige und große Thaten verrichtet, deren gemeine Seelen nicht fähig sind.

Großmuth im engern Verstande ist diejenige Tugend, welche einen Menschen über erlittenes Unrecht hinwegsezt, und ihn gegen den, der ihn beleidiget hat, mit wohlwollenden Gesinnungen erfüllet: oder kürzer: Mäßigung der Rachbegierde. Wer diese Tugend ausübt, den nennt man großmüthig, welches einerley ist mit moralisch-groß, wovon wir im Vorhergehenden geredet haben. Es ist Großmuth, freywillig fürs Vaterland, für Nothleidende, für die Wahrheit, für Feinde zu sterben. Es ist Großmuth, sich durch Verachtung, Mangel, Verleumdung, nicht niederschlagen zu lassen. Es ist Großmuth, sich über alle Leiden und Trübsale empor zu halten und zu triumphiren. Es ist Großmuth, unter dem einstürzenden Weltbaue ruhig zu bleiben. Es ist Großmuth, den Widersacher oder Beleidiger, das uns zugefügte Unrecht nicht entgelten zu lassen, die Beleidigung nicht zu rächen, sondern zu vergeben. Es ist Großmuth, über die Wollüste, den Eigennuz und alle Niederträchtigkeit erhaben zu seyn. Es ist Großmuth, die Wahrheit auch mit seinem Schaden

zu behaupten. Es ist Großmuth, die Wahrheit hören, und ertragen zu können. Es ist Großmuth, wenn man zu stolz ist, um schlecht zu handeln. Es ist Großmuth, seinem Nebenmenschen mit vieler Selbstverleugnung dauerhafte Vortheile zu verschaffen. Es ist Großmuth, gegen seine Wohlthäter dankbarer zu seyn, als sie mit Recht erwarten. Es ist Großmuth, Aeltern, Geschwistern, Gatten, mehr Pflichten zu erweisen, größere Opfer darzubringen, als sie von uns fordern.

Der Haß ist nicht eigentlich eine ursprüngliche, sondern eine abgeleitete Leidenschaft — gleichsam das Zurükprallen einer heftigen Bewegung, die in ihrer Richtung einen Widerstand findet. Der sinnliche Eindruk des unangenehmen Gegenstandes ist es, welcher den Haß hervorbringt; die Einbildungskraft ist es, welche ihn vergrössert: diese Quellen hat der Haß mit der Liebe gemein. Aber sobald Verstand und Herz sich mit hineinmischen: so findet die erste Leidenschaft Nahrung, die andere Widerstand.

Es kann nicht gefordert werden, daß derjenige Hochachtung bey uns erweke, der sich gegen uns als einen ungerechten bösen Menschen bewiesen hat. Es kann nicht gefordert werden, daß wir an den Personen eine Freude haben sollen, welche alles thun, um uns Mißvergnügen zu machen. Und diese beyden Stüke, Hochachtung gegen einen Menschen, und Freude an ihm, machen dasjenige aus, was Liebe im engsten Verstande heißt. Eben so wenig kann es eine Pflicht seyn, jede Beleidigung zu ertragen, ohne Vorkehrungen dagegen zu machen; und diese Vorkehrungen sind oft nicht möglich, ohne demjenigen hinwiederum Schaden oder Wehe zu thun, welcher unser Glük zu stören sucht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber das kann gefordert werden, was der Vollkommenheit der Natur anständig — was bey der tapfersten Vertheidigung unsrer Rechte und unsers Glüks, möglich ist. Erstlich, nicht den ganzen Menschen nach seinem Betragen gegen uns, zu beurtheilen; nicht alle unsre Verhältnisse gegen ihn zu vergessen über dem Einen, in welches uns der Streit mit ihm versezt. Zweytens den Unwillen gegen Beleidigungen, nicht in Rache, und den Widerstand gegen Angriffe, nicht in gegenseitige Ungerechtigkeiten, ausarten zu lassen. Endlich demselben Menschen, wenn er im Unglük unsrer Hülfe bedarf, mit Mitleiden beyzuspringen, dessen feindseligen oder gemeinschädlichen Maaßregeln wir uns muthig widersezten, als er seines Glüks oder seiner Macht mißbrauchte. Was für ein Unmensch wäre ich, wenn ich da, wo seine Rettung, seine Erhaltung allein, oder doch zunächst von mir abhinge, ihm meinen Beystand versagen wollte, gesezt, daß er sich auch noch so feindselig gegen mich bewiesen hätte. Sobald mein Feind in Noth ist, so höret er auf, mein Feind zu seyn; da, wo die Menschheit mich aufruft, hört jedes andre Verhältniß auf.

Der Grundsaz ist ungezweifelt richtig: Kein Mensch ist durchaus böse.*) Also wird sich bey einer genauen Beobachtung, in jedem Menschen etwas finden, das, vermöge seines natürlichen Eindruks, uns gefallen und zur Liebe reizen kann. Schon dieß ist ein Schritt zur Liebe der Feinde, daß man diesen Grundsaz bey sich fest stelle; daß man die Natur des Menschen als etwas an sich herrliches und vortrefliches betrachten lerne, welches auch in seiner Verdorbenheit noch Achtung verdient; auch dann nicht verabscheut werden darf, wenn es uns geschadet hat. Der Mensch, welcher uns am

*) Garve, von den Pflichten.

meisten zuwider ist, oder sich am schlechtesten um uns verdient gemacht hat, wird uns doch in den Augenbliken stiller Betrachtung, immer noch als ein großes, edles, liebenswürdiges Geschöpf erscheinen; als ein Wesen, in welchem verborgne Schäze liegen, oder dessen Schönheiten durch Zufälle unentwikelt geblieben und verdunkelt worden sind. Wer seine Feinde unter diesem Gesichtspunkte ansieht, dessen Herz wird zur liebreichen Empfindlichkeit gegen dieselben, wenigstens bis zum Mitleiden bewegt werden können.

Die Liebe, welche gegen Feinde gefordert wird, ist die allgemeine Menschenliebe. Diese aber als eine herrschende Gesinnung, ist nichts anders, als entweder, was ich schon gesagt habe, Hochachtung und Liebe gegen die Natur des Menschen, (welche Hochachtung immer vereinigt ist mit der Verehrung ihres Schöpfers, und ohne diese vielleicht nicht statt findet;) oder, sie ist Mitleiden, mit den Schwachheiten und Schmerzen, welche allen Menschen gemein sind. — Die Gleichheit andrer mit uns, ist die Basis der Liebe. Es gibt eine allgemeine Gleichheit unter allen Menschen, selbst wenn ihre Charaktere oder ihre Leidenschaften noch so sehr einander entgegengesezt sind: die Gleichheit der Natur, und die Gleichheit der Noth. Wessen Verstand erleuchtet genug ist, die erste einzusehen; wessen Herz empfindlich genug ist, die andre zu fühlen: der ist vor einem dauerhaften und bittern Hasse, auch gegen diejenigen gesichert, welche ihn am tiefsten verwundet haben. Nach der Erklärung unsers göttlichen Lehrers, der uns ein Gesez gegeben, das die Selbstrache untersagt und die Feindesliebe befiehlt, bestehet jene darin, daß ich denjenigen, der mich beleidiget, wiederum beleidige, und darin meine Genugthuung, und meine Sicherheit gegen ihn suche.

Zwey Stüke sind in diesem Geseze, die es unnatürlich zu machen scheinen, das erste: daß ich auch den beleidigendsten Zumuthungen meines Feindes nicht widerstehen; und das andre, daß ich ihn sogar lieben soll. Das erste nimmt mir meine Selbstvertheidigung, sezt mich allem Muthwillen blos, nimmt mir die ganze Würde meiner Natur. Die Menschheit stuzt darüber bey dem ersten Anblik, sie glaubt ihre Selbsterhaltung dabey in Gefahr. Hier empört sich das Selbstgefühl. Bey aller Menschenliebe, sagt man, bleibe ich mir doch selbst immer mein Nächster. Zerstört ein Gesez, das den Räuber und Mörder auf Unkosten des Unschuldigen in Sicherheit sezt, den Menschen niederträchtig macht, und das Gefühl von Ehre tödtet, nicht alle Ruhe der menschlichen Gesellschaft?

Die Feinde des Christenthums haben daher auch mit diesem Gesez immer beweisen wollen, daß die christliche Religion mit der Verfassung und Ordnung der bürgerlichen Societät nicht bestehen könne, besonders den Muth und das Gefühl für Ehre schwäche. Aber treffen denn auch alle diese Vorwürfe das Gesez des Erlösers? Dieß verdient doch wohl eine genauere Prüfung. Aber ist denn das Gesez, das die Selbstrache untersagt, jenem Naturtrieb wirklich entgegen? Ehe wir dieses ausmachen, müßte wohl die Untersuchung vorhergehen, ob denn wirklich jede Kränkung als eine feindliche Beleidigung angesehen werden könne? — Wer kann sich aber alle die Fälle denken, wo ich auf die unschuldigste Art gekränket werden kann? — Der Hauptendzwek Jesu ist die Versöhnlichkeit zu empfehlen; weil Rachsucht die große Quelle alles menschlichen Elends ist; weil Rache da, wo noch keine Feindschaft oder Absicht zu schaden war, erst wirkliche Feindschaft erregt, diese immer daurender und bittrer macht, und für die Ruhe und Wohlfahrt beyder Theile, von den traurigsten Folgen ist.

Dau-

Daurende Erbitterung und Feindschaft, was ist schrekli-cher — und wie gern erkauften wir oft unsre Ruhe mit ei-nem zehnfach größeren Verlust, als jener war, der die er-ste Rache veranlaßte!

Widerstand ohne Haß, sagt man, dies ist das Mei-sterstük der Moral. Aber bey allen Tugenden ist es am schwersten, genau die Grenzen derselben zu bestimmen, sie rein von den Schwachheiten und Leidenschaften zu erhalten, die mit ihnen eine gewisse Aehnlichkeit haben, und wozu dieselben Anlagen des Gemüths, die der Ausübung jener Tugenden günstig sind, auch leicht verführen können. Aus der Vereinigung beyder Anlagen, wenn das Zornartige und Heftige mit dem vernünftigen Theile und mit den Begier-den nach Vergnügen in Harmonie gebracht wird, entsteht, wie Plato in seinem Werke von der Republik sagt, der Cha-rakter der Gerechtigkeit in der menschlichen Seele; dann ist Ruhe und allgemeine Liebe im Grunde der Seele immer herrschend, und doch fehlt es, wenn die Gelegenheiten da-zu auffordern, nicht an demjenigen Eifer gegen das Böse, an demjenigen lebhaften Unwillen gegen ungerechte Beleidi-ger, Uebertreter der Gesetze, ohne welche, weder Unterge-bene regiert, noch ungerechte und unternehmende Menschen, im Zaum gehalten werden können. Und in diesem Ver-stande ist **Widerstand ohne Haß** das Meisterstük in der Moral, weil er auf die Vereinigung von Tugenden beruht, die selten beysammen sind, und ein in allen seinen Theilen gleich vollkommen gebildetes Gemüth anzeigt. **Widerstand** ohne Haß, das ist eigentlich **Liebe** der Feinde. Denn wo kein Widerstand nothwendig ist, da ist Feindschaft, Ein-bildung oder Bosheit.

Aber Widerstand ist oft nothwendig: und die Fähigkeit dazu, gehört zum Charakter eines vollkommenen Menschen. Wer sich nicht andern widersezen kann, wird nie etwas ausrichten. Denn jede noch so nüzliche Neuerung findet Gegner; jeder Vortheil, den wir erhalten, erwekt Neider. Weder das Beste des Publicums, noch unser eigenes kann befördert werden, wenn es uns an Muth und Entschlossenheit fehlt, uns denen entgegen zu stellen, welche aus Irrthum, oder aus Eigennuz, unsre Plane zu stören suchen.

Aber ist dazu Haß nothwendig, als ein Mittel; oder ist er dabey unvermeidlich als eine Folge? —

Freylich wird der Widerstand lebhafter seyn, wenn eine zwiefache Leidenschaft uns dazu anfeuert, eine, welche auf die Person, eine andre, welche auf die Sache geht.

Indessen lehrt uns eine andre Erfahrung, eben so sicher als jene obige, daß es das augenscheinlichste Merkmal von Schwäche ist; wenn man nöthig hat, erst aufgebracht zu seyn, um andern Menschen widerstehen zu können.

Schwache Herren können ihren Bedienten, schwache Väter ihren Kindern, nicht eher etwas verweisen, als bis sie recht zornig werden. Dieß verdirbt die Zucht von beyden. So geht es im ganzen menschlichen Leben. Der tapfere Mann sagt und thut mit kaltem Blute, was die Umstände erfordern, und was sein Recht ihm erlaubt, es mag auffallen oder nicht: der Feige fürchtet sich vor andern Menschen, so gerecht seine Sache seyn mag, bis er durch den Zorn, wie durch den Wein, beherzt gemacht wird.

Aus Mangel dieser Beobachtungen, haben sich die Moralisten, in die Pflichten, so zu sagen, getheilt, welche sie

hätten vereinigen sollen. Die einen haben allen Widerstand verboten, um dem Hasse zu wehren: die andern haben den Haß erlaubt, um den Widerstand möglich zu machen. Das Leztere ist die gewöhnliche Moral der vornehmen Stände des politischen Lebens: (welche geneigt sind, die Duelle zu vertheidigen) das erste ist die der geringern Stände des Privatlebens, und ist ohne Grund für die Moral der Religion gehalten worden.

Diese unvollständige Betrachtung des Gegenstandes, ist auch die Ursache, warum man geglaubt hat, die Pflicht der Feindesliebe in der alten Moral nicht zu finden; warum man der christlichen Moral vorgeworfen hat, daß sie Feige mache. Man hat auf beyden Seiten die Ausdrüke übertrieben: man hat die des Gegners auf beyden Seiten mißverstanden.

Kein Lehrer der Tugend, von welchem Grundsaz er auch ausgegangen seyn mag, hat den Haß erlauben oder vorschreiben können. Ein beständiger immerwährender Haß ist der unglüklichste, wie der verderbteste Zustand des Gemüths. Wer Ungerechtigkeit verbietet, kann Feindschaften im eigentlichen Verstande nicht gut heissen. Wer von Verbindlichkeit zur allgemeinen Menschenliebe redet, hat eben dadurch die Liebe der Feinde zur Pflicht gemacht. Wenn die alten Philosophen sagen, daß weder Eigenthum noch Ehre wahre Güter sind: so können sie Beleidigungen, die immer nur das eine oder das andere angreifen, nicht für unverzeihlich halten. Aber da sie mehr auf Erhabenheit dringen; da sie die Tapferkeit zu einer Hauptquelle der Pflichten machen; da sie in freyen Staaten, und größtentheils für Staatsleute schrieben: so wird von ihnen der Streit mit Gegnern, als eine unvermeidliche, und eine oft ehrenvolle Rolle auf dem Schauplaze des Lebens beschrieben.

Der Schluß aber von allem diesem, ein Schluß, den vorzüglich junge Leute nicht genugsam ihrem Verstande und ihrem Herzen einprägen können, ist: der gerechte Mann beleidigt Niemanden, und erwekt sich also keine Feinde; der Menschenfreundliche, hat mehr Mitleiden als Groll gegen die, welche ihn ungereizt beleidigen; der Tapfere haßt weniger, weil er im Stande ist, Widerstand zu thun, ohne aufgebracht zu werden; und der Bescheidene entgeht oft den Feindschaften oder mildert sie, weil er sie nicht bemerkt, und also nicht ahndet.

Noch ist ein herrlicher Denkspruch in Absicht der Feindschaften, aus dem Alterthum übrig geblieben, mit welchem ich diesen Abschnitt beschließen will.

Wie kann ich mich, wurde Diogenes von Jemanden gefragt, am besten an meinen Feinden rächen? Durch das, antwortete Diogenes, was deinem Feinde am empfindlichsten ist, nämlich, daß du ein sehr rechtschaffener Mann wirst. *)

*) Ich verweise den jungen Leser an die vortrefliche Abhandlung des Herrn Garve, Ueber die menschlichen Pflichten, aus welcher ich die obigen merkwürdigen Stellen entlehnt habe, weil nichts schöneres und gründlicheres hierüber gesagt werden mag. Ferner S. Jerusalems Betrachtungen.

II. Abschnitt.

Was der Muth sey? Worin der Heldenmuth, die Streitbarkeit, die Tapferkeit und die Herzhaftigkeit bestehe? *)

Muth, Tapferkeit, Herzhaftigkeit, Heldenmuth, die einen so beträchtlichen Theil der alten Tugendlehre ausmachten, werden in der neuern Moral, wie ein berühmter Philosoph, und noch neuerlich der mir unbekannte Verfasser des schönen und vortreflichen Buchs über die Großmuth bemerkt, fast ganz vergessen. Ueber der Tugend der Demuth, welche die Religion predigt, und die eine wahre Tugend ist, wenn man sie entweder in die richtige Schäzzung unsrer selbst, oder in die Empfindung der Gleichheit aller Menschen mit uns, und des Vorzugs vieler über uns, sezet, hat man das edle Gefühl des eigenen Werths, zu empfehlen vergessen, welches mit jener Demuth bestehen kann, und ohne welches wenig andre Tugenden bestehen können. Weil in unsern jezigen Regierungsformen nicht alle Bürger zum Krieg berufen sind, so hat man viele Klassen derselben von der Pflicht der Unerschrokenheit und der Tapferkeit in Gefahren losgesprochen; ja man hat die Erziehung einiger darauf angelegt, sie weichlich und feig zu machen. Weil ferner bey uns der Unterschied der Stände grösser ist, und sich in den Sitten, im Umgange viel merkli-

*) Ueber den Heldenmuth im Kriegs- und Civilstande.

cher zeiget, so werden die Großen meistens zum Stolz, und die Niedrigen zur Schüchternheit gebildet. Beydes benimmt dem Menschen jene Erhabenheit der Seele, vermöge welcher er jeden Menschen, als seines gleichen, und Glük, Stand, Reichthum, als unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Die furchtsame Verehrung der Großen und Reichen muß dann nothwendig eine ausschweifende Hochachtung gegen Reichthum und Macht selbst hervorbringen. Und doch gehört Muth, Tapferkeit, Heldenmuth eben so gewiß zu einem tugendhaften Charakter, als Menschenliebe. Wer furchtsam ist, unterläßt viel Gutes, kann niemals seine Kräfte ganz brauchen, sagt und thut aus Menschengefälligkeit vieles, was er ohne Rükficht auf andre verwerfen würde. Kurz, ein feiger oder blöder Mensch ist nicht in seiner eigenen Gewalt. Sobald er in Gefahr oder Verlegenheit kommt, so handelt, so redet er nicht mehr so, wie er will, nicht so, wie er sichs vorgesezt hatte. Bey dem besten Herzen, bey dem besten Verstande desselben, läßt sich also nichts von ihm erwarten.

Eine Abhandlung über diese Tugenden, wodurch zugleich eine Lüke in der heutigen Erziehung ausgefüllt, und insonderheit das verwerfliche Vorurtheil in Bezug auf die Duelle, durch richtigere und bestimmtere Begriffe von Ehre, Muth und Herzhaftigkeit, geschwächt wird, kann also weder eine unnöthige, noch überflüssige Arbeit seyn, gesezt auch, daß sie izt nicht alles das leistete, was strenge Kritiker von ihr fordern werden. Ich werde mich indessen für hinlänglich belohnt halten, wenn junge Officiere, oder einige edle Jünglinge, die den Beruf fühlen, ihrem Vaterlande und dem Herrn, dem sie dienen, durch große Thaten im Kriegs- und Civilstande nüzlich zu werden, (ich wiederhole es, für diese ist eigentlich meine Arbeit bestimmt) dadurch zu männlichem Muth, zu Edelmuth, Heldenmuth

und Tapferkeit, angefeuert werden, und sich durch edle Thaten einen Anspruch auf Unsterblichkeit zu erwerben trachten.

Muth, Herzhaftigkeit, Tapferkeit, sind fast gleichbedeutende Wörter, außer, daß das leztere auch die Unerschrokenheit im Fechten, im Widerstande ꝛc. und also den innerlichen und äußerlichen Muth in sich begreift. Nach dieser Voraussezung lasset uns sehen, was denn der Muth sey, und worinn er sich zeige? Muth ist die Eigenschaft, durch welche sich der Geist beherzt, über die Zufälle und Gefahren des menschlichen Lebens erhebt.; oder: Muth ist ein — aus dem Gefühl der Kräfte entstandner feuriger Entschluß, tugendhafte und nüzliche, aber schwere und gefahrvolle Thaten zu vollbringen. Muth sezt also Schwierigkeiten und Gefahren voraus, welche zu übernehmen, auszuhalten oder zu überwinden sind. Dieß kann aber nicht ohne vorzügliche Kräfte des Körpers und des Geistes, das ist, nicht ohne Stärke und Gesundheit, nicht ohne Weisheit und Klugheit geschehen; nur dadurch ist man im Stande, alle Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden, und auszuhalten. Denn der Muth entsteht aus der Hoffnung eines guten Erfolgs. Schwierigkeiten finden sich bey jeder grossen, auch nur guten Handlung. — Und wer wird die Schwierigkeiten alle nennen können, die sich bey Ausführung einer guten That zeigen? Je größer nun diese sind, desto mehr strengt der Muth seine Kräfte an, sie zu überwinden. Und derjenige zeigt wohl den größten Muth, der bey den größten und häufigsten Schwierigkeiten, seine Leibes- und Seelenkräfte so verdoppelt, daß er nicht eher ruht, als bis er seinen guten Endzwek erreicht hat. Alle edle und große Seelen machen es so, wie Columbus, der nicht eher nachließ, als bis alle Schwierigkeiten überwunden waren. Sie

lassen sich von dem Wege, der zu irgend einem preiswürdigen Ziele führet, durch keine, auch noch so große, Schwierigkeiten abschreken. Selbst der Kaltsinn, ja so gar der Undank ihrer Mitmenschen kann sie — obschon kränken, doch nicht muthlos, nicht unthätig machen.

Gefahren, die den Menschen seiner Güter, seiner Aemter, seiner Freunde und Beschüzer zu berauben, und ihn in Armuth und Elend herabzusezen drohen, wütende Schmerzen der Krankheit, der Verwundungen, Verleumdungen und Verfolgungen, welche dem guten Namen, ja selbst dem Leben nachstellen, unverschuldete Verweisung, Gefangensezung, Hinrichtung — schreken den Muthigen eben so wenig ab, seinen Endzwek zu verfolgen. Er bemühet sich zwar, im Bewußtseyn seiner Kräfte diesen Gefahren zu entgehen, und ist auch öfters so glüklich, wenig von ihnen getroffen zu werden; er fürchtet sie aber auch nicht, wann sie ihn treffen, weil ihm die Erfüllung seiner Pflicht, und die Ausübung einer edlen Handlung ein so süßes Vergnügen ist, daß er darüber alles Unangenehme, das ihm begegnet, vergißt, und gewiß ist, daß seine gute Absicht über kurz oder lang werde erkannt, und seine Ehre gerettet werden. Was für ein schöneres Beyspiel könnten wir hier anführen, als Luthers, der nicht nur Muth, sondern Heldenmuth besaß? und zu dem selbst der tapfere und berühmte Graf von Fronsberg sagte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen Weg, „den ich, und mancher General im schärfsten Treffen nicht „gegangen sind.“

Nicht immer sind alle Hindernisse überwunden, weil etwa eine, oder etliche gehoben sind. Nicht immer schwinden alle Gefahren, da, wo einige abgewendet worden, oder überstanden sind. Oft sind diese so verwikelt, daß eine die

andre erzeugt, manchmal die kleinere eine größere; und kaum ist man mit einer fertig geworden, so ist eine andre eben so nah, als die erste, und so immer fort. In so anhaltenden Schwierigkeiten, und immer zunehmenden, Leibes- und Lebensgefahren Stand zu halten, dazu wird nicht allein Muth erfordert, sondern auch eine gewisse Fertigkeit im Muthe, und dieser Fertigkeit wollen wir den Namen Heldenmuth geben. Muth und Heldenmuth grenzen also nahe aneinander: ihre Wirksamkeit nur scheint und ist verschieden. Bloßer Muth ist eine Flamme, die auflodert, so oft sie angefacht wird, und Nahrung erhält: manchmal aber sinkt, weil die Nahrung fehlt, oder abnimmt. Heldenmuth ist ein anhaltendes Feuer, welches stets Nahrung hat, und eine gleichförmig unterhaltene Flamme in der Brust ausbreitet. Sowohl der Muthige als der Heldenmüthige sind also geschikt zu schwierigen und gefährlichen Unternehmungen: der Heldenmüthige aber mehr, als der blos Muthige. Denn, wo der Muthige zuweilen bey aller seiner Kühnheit still steht: da fährt der Heldenmüthige auf seinem Wege fort, stets sich selbst gleich, stets derselbe, eben so unermüdet bey großen Hindernissen, als bey kleinen: eben so beherzt in der lezten Gefahr, als in der ersten. Nach diesen Betrachtungen wollen wir nun die Bestandtheile des Heldenmuths selbst untersuchen, ohne ihn jedoch allein auf den Kriegsmann einzuschränken. Denn die Geschichte lehrt uns, daß sich von je her auch im bürgerlichen Leben viele heldenmüthige Seelen gezeigt haben, davon wir in der Folge einige anführen werden.

Der Heldenmuth besteht darin, daß man, wo die Pflicht es gebeut, unerschroken in Leibs- und Lebensgefahren, standhaft gegen die größten Schwierigkeiten, und tapfer im Streite ist. Unerschroken ist derjenige, welcher bey vor-

kommenden plözlichen Schwierigkeiten, und überraschenden Gefahren, die aufsteigenden Bewegungen der Furcht so sehr zu mäßigen weiß, daß weder der freye Gebrauch des Verstandes, noch die Entschlossenheit zum Verfolg des Vorhabens unterbrochen wird: welcher unter den fürchterlichsten Auftritten sich bey der innern Gleichmüthigkeit, und bey der Gegenwart und Heiterkeit des Geistes zu erhalten weiß. Lasset uns dieses an einigen Exempeln sehen. Pyrrhus befahl, um den Fabricius auf die Probe zu sezen, daß sein größter Elephant gerüstet, und in der Nähe des Zimmers, in welchem er dem Fabricius Audienz geben würde, hinter einen Vorhang gestellt werden sollte. Dieß geschah, und der Vorhang wurde auf ein gegebenes Zeichen weggenommen, worauf das Thier plözlich, und mit einem erschrecklichen und fürchterlichem Gebrülle seinen Rüssel über das Haupt des Fabricius strekte, der sich aber ganz gelassen umwandte und lächelnd zum Pyrrhus sagte: So wenig mich gestern dein Gold gerührt hat, so wenig rührt mich heute dein Elephant. Bey einer Belagerung von Stralsund dictirte Carl XII, seinem Secretair einen Brief, als eben eine Bombe durch das Dach ins Haus schlug, und nahe bey dem Zimmer, worin der König war, zersprang. Der Secretair ließ ganz erschroken die Feder fallen. Nun, was gibts, sagte Carl, warum schreibt er nicht? Ach, Ihro Majestät, die Bombe, die Bombe — Was hat denn die Bombe mit dem Briefe zu thun, erwiederte Carl, schreib er weiter!

Zwar ist diese Unerschrokenheit vorzüglich ein Geschenk der Natur; doch kann sie auch durch Aufmunterung, Gewohnheit und Beyspiele erworben werden. Unter Helden wird man ein Held, wenn man anders von der Natur nicht ganz versäumt ist. Kleinere Gefahren können nach

und nach zur Unerschrokenheit in größern gewöhnen. Man muß sich mit der Gefahr bekannt machen, pflegte ein unerschrokener Mann, von meiner Bekanntschaft, oft zu sagen. In derselben gar nicht zu erschreken, ganz über alle Furcht erhaben zu seyn, wäre zwar zu viel gefordert — doch darf der Held nicht so muthlos werden, daß er seine Fassung und Entschlossenheit verliert. Wer sich vorher auf Gefahren gefaßt macht, der wird bey ihrer Annäherung weniger zittern, als der, welcher ihnen sorglos entgegen geht.

Standhaft ist derjenige, welcher unter Mühe, Hindernissen und Widerwärtigkeiten, bey seinem Entschlusse, den er für gut, billig und nüzlich hält, unbeweglich bleibt, er mag auch noch so viele Hindernisse vor sich finden, es mag ihn auch noch so viele Arbeit kosten. Nichts freut den Helden mehr, als wenn er schwere Dinge endlich zu Stande bringt. Die Schwierigkeiten schreken ihn so wenig, daß sie seinen Muth vielmehr verdoppeln. Denn was sind die besten Entwürfe, wenn die Standhaftigkeit fehlt? Und wann ist eine große That ohne dieselbe ausgeführt worden? Wer in seinem Laufe gleich träge wird, kommt spät oder gar nicht ans Ziel. Wer sich aber durch keine Schwierigkeiten abschreken läßt, sondern sein Ziel immer vor Augen behält, und demselben mit munterem Muth zueilet, der erreichet es endlich gewiß, und genießt am Ende seiner Laufbahn das unaussprechlich süße Vergnügen, sich die Siegespalme erworben zu haben. Hätte sich Fabius von seinem Entschlusse, den Hannibal durch Zaudern zu schwächen, abwendig machen lassen, so hätte Ennius nicht von ihm rühmen können:

Ein Mann hat uns durch weises Zögern gerettet; denn ihn kümmerte die Wohlfahrt des Vaterlandes mehr als

Volksgeschwäz. Dafür strahlt nun des Helden Ruhm, je länger, je herrlicher.

Tapfer ist derjenige, welcher, wenn es seine Pflicht erfordert, dem Feind mit Löwenmuth entgegengeht, und widerstehet, und für sein Vaterland oder für den Herrn, dem er Treue geschworen, entweder zu siegen oder zu sterben bereit ist. *) Der Tapfere muß weder Lust zu leben noch zu sterben haben, sondern allezeit von dem festen Vorsaz beseelt seyn, seine Schuldigkeit zu beobachten, und seinem Gott leben und sterben befehlen. Zur Tapferkeit gehört ein gewisser Enthusiasmus, ohne den nie eine große That ausgeführt worden ist. Ohne einen solchen Enthusiasmus hätte sich Curtius nicht in den Abgrund gestürzet, Brutus nicht Rom befreyt, Columbus keinen neuen Welttheil entdekt, Luther keine Reformation zu Stande gebracht, Woltemade keine Unglüklichen gerettet, und Leopold seine menschenfreundliche Heldenthat nicht vollbracht.

Um aber an keine Massacre von Saint Barthelemy, nicht an Ravaillacs Königsmord, nicht an Jacob Bokold, den König der Anabaptisten u. d. m. zu gedenken, und alle falsche Begriffe zu entfernen, so lasset uns den Enthusiasmus etwas näher bestimmen. Der Mensch hat Enthusiasmus für eine Sache, wenn er ganz dabey ist, ganz darin existirt: wenn alle seine Kräfte auf einen Punkt wirken, und durch jedes Hinderniß neu und höher gespannt werden, ihn zu erreichen: wenn er nur Verdruß fühlt, sobald dieß eine

*) Der Officier, der einem auswärtigen Potentaten dient, streitet zwar nicht eigentlich für sein Vaterland; aber er hat sich durch die beschworne Verpflichtung, die er dem Fürsten schuldig ist, dem er dient, und von dem er besoldet wird, das Land, das dieser beherrscht, zum Vaterlande gemacht.

nicht recht geht, nur Freude kennt, wenn das Eine seinem Ziel näher rükt. Der Mensch im wahren Enthsiasmus für eine Sache ist doppelt und dreyfach, was er sonst ist. Er hat mehr Scharfsinn, mehr Herzhaftigkeit, mehr Kräfte, als er sonst hatte. Er ist über sich selbst erhöhet; man kennt ihn nicht mehr. Daher sagt Lord Shaftesbury: ein edler Enthusiasmus erzeuge Helden, Dichter, Redner, Philosophen, und Alles, was irgend einer von diesen Großes hervorbringe.

Von einem solchen Enthusiasmus erfüllt, theilte Heinrich IV. einem ganzen Heere denselben mit: Als die Armee der Royalisten und Liguisten im Jahr 1590 auf einander trafen, so ritt er unmittelbar vor der Schlacht zwischen allen Gliedern herum, zeigte den Soldaten seinen Hut mit einem weissen Federbusche und sagte mit dem Feuer, das sich so leicht mittheilt: „Kinder, wenn keine Fahnen „mehr da sind, so sey dieses das Versammlungszeichen; ihr „sollt es allemal auf dem Wege des Sieges und der Ehre „finden.“ Dieser Enthusiasmus rufte aus eben diesem Feldherrn mitten in dem Getöse und in den Schreken der Schlacht denen, die ihn bedeken wollen, zu: „Auf die „Seite! ich bitte euch; verdekt mich nicht; ich will mich „zeigen,“ und trieb die weichenden Truppen wieder ins Treffen hinein: „wendet euch um! wenn ihr auch nicht „fechten wollt, so sehet mich wenigstens sterben!“ Von diesem Enthusiasmus beseelt, vollbrachte auch der unsterbliche Herzog Leopold von Braunschweig diejenige That, welche ganz Europa mit Bewunderung erfüllt hat. Da sie nicht oft genug erzählt werden kann, und überall aufbehalten zu werden verdient, so wollen wir sie auch hier anführen. Frankfurt an der Oder wurde den 27sten April 1785. mit einer schreklichen Ueberschwemmung heimgesucht.

Der Oderfluß schwoll an diesem Tage so sehr an, daß er seine meisten Dämme durchbrach, zwey Drittheile seiner großen Brüke abriß und wegführte, und die grausamsten Verwüstungen anrichtete. Die Lebuser Vorstadt stund ganz unter Wasser, mehr als 50 Häuser wurden ein Raub der wütenden Fluthen und verschwanden, noch mehrere drohten den Einsturz. Die meisten Einwohner jener Vorstadt mußten ihre Zuflucht auf den wankenden Dächern oder auf Baumzweigen nehmen, wo sie erbärmlich um Hülfe riefen. Man suchte sie auf Kähnen zu retten, so sehr sich auch die Schiffer der unaufhörlichen Gefahr aussezten. Man rettete so lang man immer konnte. Die Verwüstung war schrecklich anzusehen, welche die tobenden und reissenden Fluthen, wohin man nur blikte, weit umher sprudelten. Dem menschenfreundlichen Herzog war es nicht genug, nur von ferne nach dem Schauplaz dieses Jammers hinzubliken, oder sich von Stund zu Stund Nachricht davon bringen zu lassen; sein theilnehmendes edles Herz drang ihn, sich dem Schauplaze selbst zu nähern, und nicht nur einen Augenzeugen, sondern einen Theilnehmer und thätigen Helfer dabey abzugeben. Er kam um die Mittagsstunde an das Ufer. Das Elend und die Elenden umringten ihn. Sein Herz empfand tief den Jammer, der ihn umringte, indessen auf die Elenden aus seinen mitleidsvollen Augen Blike der Theilnehmung umherfunkelten. Eine Mutter wirft sich dem Prinzen zu Füßen und flehet, Er möchte doch Befehl geben, ihre Kinder, die sie vor Schrecken in ihrer Wohnung zurükgelassen hätte, noch zu retten. Auch einige Soldaten riefen ihn um Anstalten zu ihrer Hülfe an. Alsbald — gibt der Prinz Befehl? — Nein! Er selbst sucht einen Kahn auf; aber Niemand will sich allein — Niemand mit dem Prinzen in die gefährlichen Fluthen wagen, so viel Geld er auch bietet. — Der Jammer und die Klagen der

unglüklichen Einwohner der Vorstadt drängen sich so sehr seinem edlen Fürstenherzen zu, daß er schnell den gefahrvollen Entschluß faßt, sie selbst zu retten. Man räth ihm ab — aber voll theilnehmenden Gefühls für die Noth seiner Mitmenschen ruft er aus: „Was bin ich mehr, als ihr? Ich bin ein Mensch, wie ihr — und hier kommt es auf Menschenleben an.“ Dieß sagen, und in den Kahn steigen, war eins. Mit drey Schiffern in einem kleinen Nachen fuhr Er hinüber nach der Vorstadt. Der Nachen war nur noch drey Schritte vom Damme entfernt, als er auf einen Baum stieß, von einem heftigen Strome ergriffen, und umgeworfen ward. Der Herzog und die drey Schiffer stürzten sogleich in die Fluthen. In einem Augenblik war das ganze Fahrzeug mit den Schiffenden verschwunden. Nach einigen Minuten zeigte sich der Prinz auf der Oberfläche, und hielt sich einige Augenblike an einem Baume fest; aber bald riß ihn die Fluth wieder fort. Nun ragte noch die eine Hand aus dem Wasser hervor: bald aber verschwand auch diese — und jezt war Er ohne Rettung verloren, der sein Menschenleben um Menschen zu retten, wägte und aufopferte. Die Schiffer, die ihn begleiteten, halfen sich durch Schwimmen, und wurden kaum eine Stunde nachher gerettet — aber Er — der doch auch im Schwimmen nicht unerfahren war — mußte das Opfer seiner brennenden Liebe für die Menschheit werden — Leopold — den so viele vortrefliche Eigenschaften des Geistes und Herzens, wahrer Heldenmuth, durch Wissenschaften und Religion erweiterte Kenntnisse, ein edler, sanfter, gütiger und wohlthätiger Charakter auszeichneten, oder zur Bewährung dieser Eigenschaften dem Heldenmüthigen Tode des Menschenfreundes im 33sten Jahre seines edlen Lebens entgegeneilte, Leopold blieb in den Wellen.

O! grabt in Erz und Marmor diese Scene,
Daß nicht der Strom der Zeiten sie verwäscht;
Und wehret selbst der Thräne,
Daß sie nicht einen Zug von dieser That verlöscht!

Dergleichen heroischen Enthusiasmus führen wir gern an, wenn die That ihn begleitet; dann wird er das Lob der Helden in ihrem eignen Munde; die Nachwelt bewahret seine Aussprüche und Handlungen als fruchtbare Saamenkörner der Tugend für junge wohlgeartete Seelen, und sie verewigen sich, so lange sie zu einer ähnlichen Empfindung beleben.

Die Streitbarkeit (Valeur) ist die Empfindung des begeisternden Verlangens nach Ehre; die lebhafte Vorstellung desselben, dadurch der Mensch der Gefahr trozet, sie nicht fürchtet, sondern vielmehr aufsuchet.

Dieser Heldenmuth brach gleichsam rasend bey den Rittern der kurz vergangenen Jahrhunderte aus. Diese Helden mußten der menschlichen Gesellschaft damals werth seyn: denn sie erschienen als Beystände aller Unterdrükten und Schwachen in der Welt, und unterstüzten ihre Rechte. *)

Ein Schatten von Beleidigung reizet die großmüthige Zärtlichkeit des Herzhaftstreitbaren, nichts kann seine Rache-

*) Man erinnere sich, was gleich anfangs in der Abhandlung von dem alten Ritterwesen, hierüber gesagt worden ist. Wenn man sich überzeugen und belehren will, wie viel Einfluß die Erziehung und die Sitten der Nation in die Herzhaftigkeit derselben haben, so darf man nur in den Tagebüchern der Geschichte die Begebenheiten der alten Ritterschaft im vorigen Jahrhunderte nachschlagen.

begierde entwaffnen, als die Vorstellung der zu leichten Ausübung: Sie unterscheidet sich daher gar sehr von der sinnreichen Empfindlichkeit, welche ein zweydeutiges Wort, das die Einfalt, die Furcht, die Unsittlichkeit hervorbrachte, für einen Schimpf hält. Die Herzhaftigkeit gleicht nicht dem Sperber, der die Taube zerreißt, sondern dem Adler, der starke Raubthiere angreift, und verjagt.

Sie ist nicht die blinde und augenblikliche Kühnheit, die Frucht der Verzweiflung: denn so ist auch ein Feiger tapfer, welcher einem Kranken gleicht, dem das Fieber Lebhaftigkeit gibt, welche aber niemals ohne Verzukungen ausbricht.

Die Streitbarkeit ist nicht das unveränderliche kalte Blut, eine Art von Unempfindlichkeit, wo der Mensch sich gleichsam selbst vergißt, dem der stärkste Schmerz, wenn er ihn übereilt, keine Klagen auspressen kann, der ihn nicht einmal sichtbar beweget. Dieser Sieg über die Empfindung ist erhaben und selten; eine lange Gewohnheit, die den gesezten Nachdenkenden unterstüzet, erhält sehr schwer einen solchen Sieg über die Natur durch die untersten Seelenkräfte.

Die Streitbarkeit ist ferner nicht die außerordentliche Stärke der Seele, welche sie bey dem Anblik der Gefahr gewinnet, wie die lezte Kraft, die ein lebendiges Wesen anwendet, wenn es sein Leben vertheidiget. Diese Empfindung ist von dem Daseyn unzertrennlich, dem Schwachen und Starken, dem Manne wie dem Weibe und Kinde eigen. es ist der dem Menschen natürliche Muth: der Wilde flieht vor uns, wir greiffen ihn in seiner Höhle an, und erfahren, was die Liebe zum Leben thut.

Ohne Zuschauer, die Beyfall geben, ohne Hoffnung, denselben dereinst zu erlangen, ist die Streitbarkeit unthätig, sie ist unter allen gekünstelten Tugenden, welche die Eigenliebe wirken kann, die edelste, die am meisten glänzende, aber sie ist gekünstelt. Ein glüklicher Keim liegt dazu von Natur in uns, aber er kann nicht aufkommen, wenn nicht die Erziehung und die Sitten den Wachsthum befördern.

Soll ein Volk herzhaftstreitbar werden, so vergelte man bey demselben jede herzhafte That. Aber welch ein Preis ist ihr angemessen? Das Lob; das Gerüchte; erbauet Triumphbogen für Sieger: einen Circus für die Zuschauer; schaffet ihnen Neider und rufet ihnen häufigen Beyfall zu. Nehmet euch aber wohl in Acht, das, was die Ehre allein thun, und belohnen kann, mit Golde zu wägen. Derjenige, welcher nur darauf denket, reich zu werden, ist und wird nie herzhaftstreitbar. Wozu ist hier Geld nöthig? Ein Lorbeer belohnet den Held.

Man wollte in einer Belagerung einen Angriffsort genauer untersuchen lassen, und die Gefahr war unvermeidlich dabey. Man versprach dem, der von dieser Unternehmung zurükkommen würde, fünfhundert Thaler, und es waren schon verschiedne, welche es versucht hatten, dabey umgekommen. Ein junger Mensch folget ihnen, man siehet ihn mit Mitleiden den Weg antreten, und hält ihn, da er eine lange Zeit wegbleibt, für todt. Er kömmt aber glüklich wieder, und stattet einen genauen und richtigen Bericht mit allem kalten Blute ab. Man bietet ihm die fünfhundert Thaler an. Sie spotten meiner, sagt er zu seinem General, geht man für Geld dort hin?

Wenn der Streitbare den Ruhm liebet, so verabscheuet er das Blutbad. Hört man auf, Widerstand zu thun, so hören seine Streiche auch auf; er will nicht Blut, er will Ruhm, und der Ueberwundne, besonders der, welcher den Sieg schwer gemacht, wird ihm lieb.

Die Streitbarkeit stellte im Heidenthume Götter in die Tempel; hernach wurden sie die ersten Edelleute: Ihr scheinen die schwülstige Pracht der Wappen, die gefederten Helme, die Trophäen, welche die Schilder stüzen, die besondern Farben und Zeichen, wodurch sich die Oberhäupter in dem Gemenge kenntlich machen, zuzugehören. Hieher gehöret alle kriegrische Pracht, welche die Helden zieret.

Diese Rechte, die heut zu tage so sehr geschäzt, aber doch verkannt werden, sind nicht allein der Herzhaftigkeit zum Lohne ausgesezt, sie hat ein viel angenehmeres und schmeichelhafteres Recht, das Recht zu gefallen. Der Herzhafte ist der Held der Liebe, er hat von der Natur Stärke zur Vertheidigung des schönen Geschlechts erhalten, und dieses erkennt den Streitbaren für werth, von ihm besiegt zu werden. Die Herzhaftigkeit veredelt alle Vorstellungen, alle Neigungen, sie verbreitet ihren Einfluß nicht nur über den moralischen Charakter des Menschen, sondern auch über die physische Beschaffenheit des Körpers. Sie theilet ihm den Stolz, den ungezwungenen Vortritt mit, sie gibt die Leichtigkeit, welche die Schönheit zieret, und das Unangenehme der Bildung mindert. *) Aus ihr entsteht der Held, seine innere

*) Die Herzogin von Burgund, die noch sehr jung war, sah einst einen sehr häßlichen Mann an der Tafel Ludwig des XIV. und spottete ziemlich laut über seine Häßlichkeit. „Ich, „Madame, sagte der König noch lauter, finde an ihm einen der schönsten Männer meines Königreichs, denn er ist einer von den tapfersten.

Sicherheit, sein Zutrauen; und daher kommt ihm der ständhafte, nicht rohe Blik, der sich nicht niederschlägt, der nichts zu fürchten scheint, als was die Sitten zu scheuen befehlen. Die Größe der Seele ist eine Eigenschaft des Tapfern, sie macht ihn empfindlich, zärtlich und desto liebenswürdiger.

Es ist nicht möglich, die verschiednen Vorstellungen der streitbaren Herzhaftigkeit auseinander zu sezen, wie sie bey den dadurch belebten Männern hervorleuchtet: aber man kann, ungeachtet aller dieser Mannigfaltigkeit, den Sinn des Worts bestimmen, so wie man das Wort Physiognomie in seinem Begriffe festsezet, obgleich die Gesichtszeichnungen so sehr verschieden sind.

Man muß daher die Worte, Muth, Tapferkeit, und Streitbarkeit, gegen einander halten, und sie so von einander unterscheiden lernen, wie man sie jezt mit Ungrund vermenget. Der Muth zeiget sich in allen Begebenheiten des Lebens, die Tapferkeit ist nur für den Krieg, die streitbare Herzhaftigkeit für alle Fälle, wo Gefahren getrozet, und Ruhm erworben werden soll.

Ein Braver, der zwanzigmal in Stürmen der Erste gewesen ist, kann zittern, wann er in einem Walde stürmen hört, er kann einen flammenden Phosphorus fliehen, er kann Gespenster fürchten. Der Muth hält nichts von diesen Hirngespenstern des Aberglaubens und der Dummheit. Der Streitbare kann daran glauben, aber er schlägt sich mit dem Gespenste.

Der Brave begnüget sich, die Hindernisse zu heben, die ihm entgegenstreben; der Muthige überleget die Mittel, die er anzuwenden hat, der Herzhaftstreitbare sucht Hindernisse, und zerbricht sie, wo es möglich ist.

Der Brave will geführt werden; der Tapfere kann befehlen und gehorchen; der Herzhafte weiß nur zu fechten; der Brave ist stolz auf seine Wunde, der Tapfere sammelt seine Kräfte noch bey denselben, um dem Vaterlande zu dienen, der Herzhafte denket nicht sowohl an sein Leben, das er verlieren soll, als an den Ruhm, den er einbüßet. Der Brave erfüllet den Kampfplaz, wann er sieget, mit Siegesgeschrey, der Tapfere vergißt seinen erhaltnen Vortheil, und denket darauf, wann er ihm nuzen werde. Die gekrönte Streitbarkeit seufzet nach neuen Gefechten.

Der Muthige wird durch einen Unfall niedergeschlagen, der Tapfere überwindet und wird überwunden, ohne unterzuliegen. Ein Unfall betrübt den Streitbaren, ohne seinen Muth zu mindern.

Die Tapferkeit nimmt Nahrung vom Beyspiele. Mancher Soldat ist tapfer geworden, da er die Grenadier-Müze erhielt, aber herzhaft, streitbar wird man nicht durchs Beyspiel; Zeugen vermehren die Tapferkeit, der Muth braucht nicht Beyspiele oder Zeugen. Die Liebe zum Vaterlande wirket bey gesundem Körper den Muth. Ueberlegung, Kenntniß, Weisheit, unbeständiges Glük, noch mehr aber, ein reines Gewissen, machen tapfer. Die edle Eitelkeit, der Durst nach Ruhm, machen streitbar.

Die dreyhundert Spartaner bey Thermopylä, auch der, der übrig blieb, waren muthig. Sokrates, der den Schierling trinkt, Regulus, der nach Carthago zurük geht; Titus, der sich mit Thränen aus den Armen Berenicens reißt, oder der dem Sextus vergibt, waren tapfer. Perseus, der die Andromede befreyet; Achilles, der Troja stürmt, und gewiß weiß, daß er da bleiben muß; diese brin-

gen die künftigen Jahrhunderte über ihre Herzhaftigkeit zum Erstaunen.

Wir würden, wenn wir unsere Begebenheiten aufzeichneten, und wenn sie in den Regimentern bekannter wären, wo sie vorgefallen sind, Leute finden, welche mit jenen Spartanern um den Vorzug im Muthe streiten könnten. **Turenne** und **Catinat** waren tapfer, Condé herzhaft. Wenn man das Schlachtfeld verläßt, so höret die Vergleichung des Muthigen, Tapfern und Herzhaften auf. Wir wollen den Muth und die Herzhaftigkeit in andern Lebensumständen mit einander vergleichen. Der Herzhafte kann den Muth verlieren, der Tapfere ist seines Herzens jederzeit gewiß; die Herzhaftigkeit dienet dem Krieger, der ins Gefecht gehet, die Tapferkeit aber allen Geschöpfen, die bey dem Leben auch allen damit verbundenen Ungelegenheiten ausgesezt sind. Wozu würde einem Vater, der seinen Sohn verliert; dem Vater, der einen unwürdigen Sohn hat; dem Sohn, der weise wird; dem sterbenden Greise, der unglüklich ist, Herzhaftigkeit helfen? standhafte Tapferkeit ist hier vonnöthen.

Die Streitbarkeit bestehet nicht gegen die Leidenschaft; sie ist ihr Sklave, und die Tapferkeit ihr Meister. Der beleidigte Herzhafte rächet sich mit Geräusch; die Tapferkeit vergibt stillschweigend. Man kann endlich schließen: brav seyn ist die Pflicht des Soldaten, die Tapferkeit ist die Tugend des Weisen, des Helden, die Streitbarkeit des Ritters. *)

Man müßte eine sehr falsche und niedrige Idee von der Herzhaftigkeit haben, wenn man sie mit einer unvernünftigen Wuth, welche die Menschheit schändet, vermischen wollte. Eine wilde Seele, welche die Natur nicht fühlt, darf

*) Pariser Encyclopädie.

sich nicht anstrengen, um sie zu überwinden. Eben so wenig ist es Muth, Gefahren zu verachten, die man nicht kennet. Der schwächere oder stärkere Eindruk, den die Kenntniß der Gefahren auf unsre Seelen macht, entscheidet allein unsre Tapferkeit. Unwissend und ungeschikt, aus dem Schooße des Luxus und der Vergnügungen, kann man wohl zu Schlachten hin, nicht aber zum Siege eilen.

Um sich dem Tode auszusezen, darf man sich nur zu einem Schlachtfelde hinschleppen können: aber um den Feind zu trennen, um in ihn einzudringen, um seinen Streichen auszuweichen, um ihn zu schlagen, dazu gehört ächte Tapferkeit, patriotische Ruhmbegierde, Behendigkeit, Thätigkeit, Gesundheit und Stärke.

Die Helden, welche Heinrich dem Großen, das Erbtheil seiner Väter ererben halfen, bezeigten so wie dieser brave König, Heiterkeit und Fröhlichkeit mitten in den Gefechten. Ihre Tapferkeit war eine ruhige Tapferkeit, nicht prahlerisch, sie hatte nichts von Entrüstung und Wildheit an sich.

Diese Stärke der Seele ist es, die den Krieger bey dem Anblik der Gefahren und der Schwierigkeiten belebet, aber auch zugleich in ihm alle unbedachtsame Hize und alle stolze Kühnheit unterdrükt. Sie ist es, die seine Gedult bey Beschwerlichkeiten und Arbeiten unterhält, die ihn bewegt, gute Rathschläge willig anzunehmen, ihn aber auch unbeweglich macht, wenn er einmal eine weise Entschliessung genommen hat. Sie ist es, die ihn alle Gefahren mit kaltem Blute betrachten läßt, die ihn in den Stand sezet, seine Vortheile zu benuzen, und sogar mitten im blutigsten Gefechte für alles zu sorgen. Sie ist es endlich, die ihn selbst im Unglük ehrwürdig machen wird.

Die glänzenden Eigenschaften eines Herzhaften blenden aber zuweilen, und wir bemerken nicht allemal die Züge, welche die wahre Größe charakterisiren. Oft sind Bösewichter großen Männern ähnlich. So schimmernd auch, zum Exempel Sylla's Auftritte auf der Bühne der Welt waren; so berühmt auch die Rolle ist, welche Olivier Cromwell gespielt hat: sind deswegen Sylla und Cromwell weniger Ungeheuer, ist ihr Andenken weniger verabscheuungswerth?

Um ein großer Mann zu seyn, dazu gehöret mehr als außerordentlicher Muth: — dazu gehöret Ehre. Und wahre Ehre, woher fließt sie? Ihre Quelle ist Liebe zur Gerechtigkeit und würdige Erfüllung der Pflichten.

Unerschrokenheit, Muth oder Herzhaftigkeit und Kühnheit, sind eine nur gradweise unterschiedne Eigenschaft, welche, wenn sie ausgebildet und mit gehöriger Kenntniß und mit gehörigem Verstande verbunden ist, Tapferkeit genennet wird. Unerschrokenheit ist diejenige Eigenschaft, vermöge welcher uns nichts erschreken, noch aus unserer Fassung bringen kann. Ein mit Unerschrokenheit begabter Mann bleibt bey der größten Gefahr der nämliche. Er gehet ihr zwar nicht entgegen oder trozet ihr; allein, er erwartet sie mit standhaftem Fuße, und, da sich das Blut weder aus Angst nach dem Herzen zurük zieht, noch aus Hize und Kühnheit sich zu sehr in die Theile des Kopfs ausdehnet, so ist sein Verstand frey, und er kann alles, was er zu thun hat, übersehen und befolgen.

Man kann unerschroken seyn ohne Kühnheit, und kühn ohne Unerschrokenheit. Im leztern Falle ist Kühnheit mehr Beräubung als Heldenmuth, und man findet eine solche am meisten bey den Wilden, wie auch bey Ruchlosen und Verzweifelten.

Muth, Herzhaftigkeit und Tapferkeit ist eigentlich das, was den Soldaten zum Helden bildet und zu großen Unternehmungen geschikt macht. Sie sezt nicht allein Unerschrokenheit voraus, sondern verbindet sich noch mit einem warmen Blute. Man muß aber hier die Abwege auch betrachten, die man zu vermeiden hat.

Unerschrokenheit muß von der phlegmatischen **Kühllosigkeit**: — Standhaftigkeit vom **Eigensinn**: — und Tapferkeit von der **Tollkühnheit** unterschieden werden.

Die Kühnheit ist eine sehr zweydeutige Tugend. Sie ist, wie schon gesagt, zum öftern nichts als Betäubung und Unsinn; ist sie aber ächt und auf Herzhaftigkeit gegründet, so ist sie vorzüglich für die Reuterey, besonders die leichte, unvergleichlich. Bey einem Officier aber, der einen Ort oder Posten vertheidigen soll, würde ich sie doch weniger wünschen; denn sie macht den Geist übereilend und zur Ueberlegung unfähig. Wer blos aus Wuth und Verzweiflung, oder auch ohne Kopf und mit blinder Hize streitet, ist also, wenn man es genau nehmen will, nicht mit Recht ein tapferer Mann zu nennen. Als gemeiner und höchstens als niederer Officier, wird er sehr gut, als höherer Befehlshaber mittelmäßig, wo nicht gar unfähig seyn. Wenn dieses eine Ausnahme leidet, so ist es gewiß bey der Reuterey. Allein, man wird doch den Anführer lieber tapfer als blos kühn haben wollen.

Die Tapferkeit ist nicht unter allen Tugenden die größte. Sie waget aber am allermeisten und in ihrer Ausübung sind mehr Schwierigkeiten zu übersteigen, als bey irgend einer andern Tugend. Der Tapfere kennet keine Gefahr, und die Furcht des Todes ist ihm ein Gespenst. Darum sollte ein Tapferer vor allen andern Tugendhaften auch

glänzend belohnt werden. Diese Begriffe hatten die ersten nordischen Völker, durch die Zeit aber verderbte sie der Mißbrauch. Sie nennten das nicht mehr Tapfer, für das Beste des Vaterlands, für seinen Fürsten sein Blut vergiessen; sondern die Tapferkeit wurde eine Schimäre, und in der mittlern Zeit, kam das mißverstandene Point d'honneur, das seit dem so manchen auf Irrwege geleitet hat.

Die Natur hat ihre Gaben und Fähigkeiten nicht gleich ausgetheilet. Ein Officier, der auf einer niedern Stufe vortreflich ist, erfüllet vielleicht, wenn er zu einer höhern gelanget, die Erwartung nicht, die man sich von ihm gemacht hat.

Die Gegenwart des Geistes ist die nöthigste und herrlichste Eigenschaft eines Officiers, besonders eines Generals, und um so schäzbarer, je seltener man sie antrifft. Sie ist eine Tochter der Erfindungskraft, von dem Verstand und der Erfahrung erzogen. Sie verläßt ihre Lieblinge auch unter den Gefahren niemals, und zeigt ihnen, wo tausend andere vielleicht mit eben so viel Wissenschaft und Kenntniß, aber etwas langsamern Verstande begabte, keine Rettung noch Hülfsmittel sehen, den Weg dem Unglük auszuweichen, oder es wohl gar zum Vortheile zu kehren.

Die Gegenwart des Geistes sezt allezeit eine vollkommene Unerschrokenheit voraus, und kann ohne diese gar nicht seyn. Ohne persönlichen Muth vermag keine Kunst etwas, wann Noth an Mann gehet: denn die Furcht verstattet nicht, sich zu besinnen, und die gröste Geschiklichkeit ist ohne Tapferkeit nichts nüze. Wie sollte derjenige, der bey mißlichen Umständen sich fürchtet und blos an die Gefahr und ihre schreklichen Folgen denket, Hülfsmittel gegen selbige erfinden können? Nein, hiezu gehört ein freyer

heiterer Geist, den nichts erschreken, nichts aus seiner Fassung bringen kann, und welcher bey den größten Gefahren und dem Tode selbst, wo andre beben und zagen, noch mit einer Freyheit des Verstandes handelt.

Aus innerm Vertrauen des Tugendhaften auf Gott, entstehet ein solcher ächter Muth, der seine eigene Kräfte fühlet, und jene Zuversicht, jene Ruhe des Geistes, die eine Folge der leztern ist.

In dieser Gemüthsfassung mußte Heinrich IV. gewesen seyn, als er vor dem Gefecht bey Arques dem gefangenen Grafen Belin, der sein Erstaunen über die geringe Anzahl der Soldaten bezeugte, die um den König waren, mit Freudigkeit sagte: „Sie sehen sie nicht alle, denn sie zählen „nicht dazu Gott und meine gute Sache, die mir beystehen."

Diese Ruhe des Gemüths, diese Heiterkeit der Seele, alle diese Gaben, die den Helden ausmachen; dieser kalte und bedächtliche Muth, jener sichere und zuverläßige Blik, der in den größten Gefahren sich stets gleich bleibt, und die größten Thaten wirket, ist jedoch bey dem Tugendhaftesten nicht immer und auch nicht in gleichem Grade anzutreffen; sie ist ein Geschenk der Natur und angeboren. Höre, mein Sohn, was der unvergeßliche Thomas Abbt in seiner Abhandlung vom Verdienste hierüber sagt: „Man mag es ansehen, wie man will, so bleibt immer diese gänzliche Entfernung von allem Zagen, diese Fassung des Gemüths, darin nichts befremdet, darin man bey jedem Vorfall so ist, als ob man zu Hause wäre; dieses bleibt ein Geschenk der Natur. Die Wirkung der Seelenkräfte muß dazu vermuthlich so beschaffen seyn, daß die Lebhaftigkeit der alten Ideen immer gleich stark erhalten wird, um der Leb-

haftigkeit der neuen stets gewachsen zu seyn. Zwar strebet der Weise durch einen langen Kampf nach diesem Nicht-Entsezen: Vorschriften, Regeln, wiederholte Betrachtungen sollen ihm die Gleichmüthigkeit und Festigkeit verschaffen, die allein glüklich machen und auch glüklich erhalten kann. Unstreitig gelangt er endlich zu dieser Gemüthsverfassung; zwar leider oft erst, wann sie bald unnüz wird: jedoch gelingt es ihm in so weit, daß er sich aufrecht erhalten kann, und höchstens nur mit einer Hand noch stemmen darf. Aber die erste Anwandlung des Schrekens vermeidet er selten, die erste Bestürzung, die Abwesenheit des Geistes auf einen Augenblik, die einer Verfinsterung und Verdunklung aller Ideen so nahe ist. Es kann die Wiederholung, oder Wiederkunft der nämlichen Dinge, die sonst bey jeder gewöhnlichen Seele zuerst Schreken erregen, sie kann durch die bloße Macht der Gewohnheit einige Unerschrokenheit hervorbringen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Erziehung, Beyspiele und Umgang mit herzhaften Menschen, die uns mit der Gefahr bekannt machen, zu einem Grad von Herzhaftigkeit erheben, die wir eigentlich von Natur nicht haben; aber obschon diese von jedem Mann von Ehre und Gewissen, das er mit seinen Pflichten stets vor Augen haben wird, gesucht werden soll, so ist sie doch mit jener angebornen gar nicht zu vergleichen. Die Tapferkeit des Bluts läßt sich von der Tapferkeit, welche aus standhaften Grundsäzen entsteht, nicht absondern: denn es ist zu begreiffen, daß wenn nicht in der Natur angeborne Fähigkeiten und Anlagen vorhanden wären, so würde es dem Menschen völlig unmöglich seyn, sie hervorzubringen: es muß also in jeder Tugend etwas angebornes seyn, und wenn der Mensch etwas dabey thun kann, so ist es nur die Wartung des Samens, welchen die Natur bey ihm ausgestreuet hat. Was wir in gewissen Seelenzuständen aus Vorstellungen nicht erklären, durch Vorstellungen nicht

veranlassen können, davon suchen wir die Ursachen im Körper, im Laufe der Säfte, in den Nerven, im Grundstoffe der Seelen — das heißt im Grunde, wir wissen nicht, wo sie ist.

Beyde Arten der Ursachen finden wir auch bey der Tugend des Muths und bey ihren verschiednen Arten vereinigt — Etwas von der Stärke, welche zur Gedult, und von derjenigen, die zur Tapferkeit nöthig ist, liegt nicht in den Ideen, nicht in den Grundsäzen. — Was es eigentlich vollständig sey, ist unbekannt. Aber das sehen wir, daß Stärke und Gesundheit des Körpers, auf Herzhaftigkeit, und eine gewisse nachgiebige Biegsamkeit der Fibern, auf Gedult und Ausdauern, Einfluß habe. Beydes kann durch gewisse Uebungen befördert, aber beydes kann schwerlich zugleich in hohem Grade erhalten werden. Wers auch sey, der sich rühmt, daß er dem Tod ohne Schreken in die Augen sehe, — er lügt. Jeder Mensch fürchtet zu sterben; das ist das große Gesez aller empfindenden Wesen, ohne welches, was nur sterblich ist, sehr bald in seiner Gattung vertilgt seyn würde. Diese Furcht ist ein ganz natürlicher Trieb, nicht allein unschuldig, sondern sogar seinem Wesen nach, gut, und der Ordnung des Ganzen gemäß. Alles, was sie schimpflich und strafbar macht, ist, daß sie uns zu Zeiten verhindern kann, recht zu thun, und unsre Pflichten zu erfüllen. Beförderte die Tapferkeit keine andere Tugenden, so würde Feigheit aufhören ein Laster zu seyn. Wer sein Leben mehr liebt als seine Pflicht, ist der Tugend nicht ernstlich zugethan. Aber was für eine Art von Verdienst kann darin liegen, dem Tode zu trozen, um ein Verbrechen zu begehen?

Ein bescheidener Officier gestund einst dem Marschall von **Turenne** offenherzig, daß es ihm allemal bange wür-

de, wenn er ins Feuer ginge: jedoch, fuhr er fort, halte ihn die Maschinenmäßige Bewegung nicht ab, mit Ehre seine Schuldigkeit zu thun.

Jeder Mensch, so herzhaft er auch immer seyn mag, wird sich bey dem Anblik einer augenscheinlichen Gefahr bewegt finden. „Wenn selbst die Tugend, sagt der weise Montagne, in menschlicher Gestalt erschiene, so würde ihr, glaube ich, der Puls stärker schlagen, wenn sie stürmen sollte.

Man zeige mir eine Gefahr, die ich für nahe und wirklich halte, sagte der Lord Peterborough zu Leuten, die ihn wegen seiner Unerschrokenheit lobten, und ich werde mich eben so fürchten, als ein andrer.

Die Spanier, sagt man, pflegen Niemand ohne alle Einschränkung wegen der Tapferkeit zu loben. Sie sagen nicht: das ist ein tapferer, braver Mann; sondern heute hat dieser oder jener brav gethan; heute war er tapfer. Wenn dieses nicht ein bloßes Sprichwort seyn soll, so gehen die Spanier vielleicht hierin zu weit.

Es gehöret viel dazu, herzhaft zu werden, wenn man einmal zu fürchten sich gewöhnt hat. Man kann sich, sagt Solard, von der Furcht, der gemeinen Sage nach, nicht heilen. Aber ich glaube doch, daß Unterricht und Aufsicht sie verbessern, eingewurzelte Laster hingegen, die bis zu einer heftigen Leidenschaft gehen, durch Strafen nicht abgeschaft werden können. Es bleibt nichts übrig als den Thersites zu verbannen; denn der feige Taugenichts, den nichts bessert, wird seine Niederträchtigkeit auch andern mittheilen.

Der Verwegne ist jenem gerade entgegengesezt. Wer bey jedem Schuß auffährt, wen seine Hize fortreißt, wer sich

in die Gefahr stürzet, die er nicht kennet, nicht erforschet, daher nichts sieht und auch nichts vermeidet, wird ohne Kunst fechten und ohne Nuzen erlegt. Deswegen muß man aber das Feuer nicht auslöschen, das dem Feinde schädlich ist; man muß sich eines Verwegenen, so wie des Wett-Renners bedienen, welcher einen guten Zaum fodert, den eine gelinde Faust führet.

Eine andere Art Leute kann keinen Entschluß fassen; sie sehen die Gefahr, aber selten die wahre Größe und die Ursache derselben ein. Ein schweres Geblüt ist bey ihnen eine Art von Klugheit geworden. Sie wollen nichts wagen. Sie müssen angetrieben werden. Sie brauchen einen Anführer, welchem sie folgen. Sie sind wie Pferde, welche das Feuer scheuen und sich hineinstürzen, den Sporn zu fliehen.

Noch andre sind nur zuweilen herzhaft, sie werden sich heute in die Bajonnette stürzen und morgen vor einem Husaren fliehen. Diese und noch mehrere Arten Menschen, treffen wir in den Armeen an.

Die Tapferkeit ist bey den meisten weiter nichts, als eine, aus undeutlichen Begriffen entstandene Gemüthsbewegung, die sich zuweilen ungleich ist, durch hundert Nebenumstände bestimmt, und bey einem jeden nur alsdann nüzlich wird, wann der Verstand sie regiert.

Der Herr von Aubigné erzählt in seinen Memoiren, daß er einst mit achtzig Soldaten auf Partie ausgegangen, unter denen sich viele von geprüfter Herzhaftigkeit befanden. Sie hörten eine schreyende Stimme, ohne zu wissen, woher sie kam. Sie stuzten, und auf einmal von einem panischen Schreken befallen, nahmen sie die Flucht. Hernach, fährt der Geschichtschreiber fort, als wir uns wieder ein

wenig erholt hatten, nahmen wir uns untereinander bey der Hand, und ein jeder sah in dem andern mit Erröthen, den Zeugen seiner Furcht und seiner übereilten schändlichen Flucht; und alle kamen miteinander in der Meynung überein: daß Gott dem Menschen die Herzhaftigkeit und Unerschrokenheit nicht schenke, sondern nur leihe.

Es ist nicht allemal ein Merkmal von Herzhaftigkeit und Unerschrokenheit, wenn ein Mensch mit Ungestümm auf eine Gefahr losgehet. Es ist bisweilen eine Wirkung der Furcht: eine gewisse Betäubung, eine Erschütterung der Seele, die sie aus ihrer ruhigen Fassung bringt. Ganz anders ist die überlegte Tapferkeit eines starken Geistes beschaffen, die man an der Ruhe des Gemüths erkennet, welche von der Weisheit gewirkt wird, und das Werk der Vernunft, Ueberlegung und Erfahrung ist. Eine Tapferkeit, die etwas gleichförmiges, etwas gleichgespanntes in allen Handlungen mit sich führt: und so hat jene Ruhe der Seele, auch Gegenwart des Geistes zur Folge. Der Cardinal von Retz erzählt in seinen Memoiren eine artige Geschichte, die ihm und dem Marschall von Turenne begegnete: „Sie reis'ten einmal in einem Wagen mit noch andrer Gesellschaft und ihren Bedienten, sehr früh vor Anbruch des Tages, nach Paris. Auf dem Wege dahin erblikten sie plözlich in der Ferne ein langes Gefolge von schwarzen Wesen. Allen stehen die Haare zu Berge, sie kreuzigen, segnen sich, und rufen: Ave Marie; die beyden Herrn aber, Turenne und Retz, springen aus dem Wagen, nehmen den Degen in die Hand und gehen auf die schwarzen Wesen los; Retz heftig, Turenne gelassener. Die unbekannten Geschöpfe erschreken nun weit gewaltiger, als sie erschrekt hatten. Menschliche, um Gnade flehende Stimmen lassen sich hören, und es entdekt sich, daß es das Gefolg eines gan-

ganzen Klosters voll schwarzer Franciscaner ist, die bey warmen Sommertagen gleich mit Anbruch des Tages (damit sie nicht gesehen würden) herausgegangen waren, um sich zu baden. Nach dem ersten Ausbruch des Gelächters, fragt Retz den Turenne: Wie war Ihnen eigentlich zu Muthe? Ihnen schien etwas bange zu seyn, wenigstens gingen Sie sehr bedächtlich. Aber Sie, Retz, sagt Turenne, Sie waren so hastig. Sie haben sicher nicht die geringste Furcht verspürt? Wenn ich es Ihnen aufrichtig gestehen soll, versezte Retz: meine erste Anwandlung war Furcht; aber ich überwand sie, und mußte eben deswegen hastiger thun. Dann will ich Ihnen, erwiederte der große Turenne, eben so aufrichtig gestehen, daß meine erste Anwandlung bey diesem Vorfall Freude gewesen ist: ich freute mich in der Vermuthung, daß mir mein alter Wunsch Gespenster zu sehen, dürfte gewährt werden, und um ja nichts dabey zu übersehen, war ich bedächtlich und ruhig. „So sah es, merkt Retz an, bey allen Vorfällen, wie sie auch seyn mochten, in der Seele dieses starken Mannes aus: immer war sie in gleicher Heiterkeit.

Die Herzhaftigkeit derjenigen, die bey drohenden Gefahren, oder in der Gefahr selbst, so besonders geschäftig und in Bewegung sind, kommt mir immer etwas verdächtig vor. Es soll Muth und thätige Vorsicht beweisen; aber gemeiniglich steckt etwas anders dahinter. Der Ritter Folard sagt irgendwo in seinen Commentarien über den Polybius: „er habe in einigen Schlachten und bey andern gefährlichen Begebenheiten gewisse Chefs von Corps, und Adjutanten voll Eifers und Geschäftigkeit überall gegenwärtig gesehen, nur an denen Orten nicht, wo sie nöthig gewesen wären, und nach ihrer Pflicht hätten seyn sollen.“ Alte, erfahrne und aufmerksame Officiere werden mich verstehen, und ihre

Erfahrung wird sie, so wie mich, an mehrere Beyspiele erinnern.

Es gibt Gesichter, denen man es genau ansehen kann, wie weit der Feind von der Armee ist. Sie sollten Masken tragen, oder man müßte sie als Kranke ansehen, und ihnen zur Ader lassen, wie die Römer in ähnlichen Fällen thaten. Ein Officier, der eine gefährliche Unternehmung unter dem Scheine der Unpäßlichkeit, die man ihm auf sein Wort glaubet, vermeiden kann, thut der Armee dadurch, daß er da bleibt, großen Dienst.

Der Krieg ist die beste Probe des Muths, aber, es wäre gut, wenn man diesen im Voraus zu erlangen trachtete. Gideon und Iphikrates suchten die Feigen von den wahrhaftig Tapfern zu unterscheiden, indem sie dem, der nicht fechten wollte, Erlaubniß gaben, fortzugehen.

Dieses Mittel ist aber nicht allenthalben zureichend, jedoch in einzelnen Fällen brauchbar.

Der Krieg nur, machet Soldaten, eine Anzahl hinter einander folgender Feldzüge haben uns die seltnen und erhabenen Männer gebildet, welche sich durch ihren durchdringenden Verstand, großen Muth und rühmliche Thaten hervorgethan haben. Ein langer Friede ist im Stande, sie, so zu sagen, aufzureiben, wenn Ueberfluß, Weichlichkeit und Pracht, die Stellen jener Tugenden vertreten, und alsdann das Licht, welches den Verstand wahrer Soldaten aufklärte, nach und nach verlöschen.

Die Herzhaftigkeit ist die vornehmste Tugend eines Soldaten. Denn im Gemenge hören alle künstliche Mittel auf, die Ordnung zu erhalten. Ich werde nicht drey Feige vor

dem Feinde in Ordnung stellen, aber hundert Herzhafte werde ich im Augenblik in ihre Glieder bringen. Ein Soldat taugt nur, wenn er herzhaft, gehorsam und geübt ist, die Herzhaftigkeit eines Soldaten, darf aber nicht eine so erhabne Tugend seyn, als die, welche von dem General erfordert wird. Der Officier muß sich niemals zu weit von dem Muthe dahinreissen lassen, denn er hat die Ordnung zu erhalten, und Befehle zu geben. Die Gefahr nicht scheuen, ihren Anblik ertragen lernen, alles was sie fürchterliches hat, einsehen, ihr Troz bieten, ist die Tugend des Helden; aber nicht jeder ist derselben fähig.

Mancher Anführer hat bey der Herzhaftigkeit seiner Leute ein Hülfsmittel gegen die Gefahr gefunden. Jede Armee hat tapfere Leute, und je mehr eine hat, desto vollkommener ist sie. Unerfahrne Leute, die sich nie im Gewühle des Treffens befunden haben, können sich weder von der Größe des Muths, auch bey solchen Leuten, die sie täglich verächtlich ansehen, einen Begriff machen, noch über die Seltenheit und Menge der Tapfern urtheilen. Sie kennen weder die Gefahr, noch den Eindruk, den ihr Anblik auch auf sie selbst machen kann.

Die Herzhaftigkeit ist eine Tugend, in der man wachsen kann. Sie ist in Rükſicht auf den Soldaten, ohne sie zu einer Heldentugend zu machen, das Verlangen zu fechten, die Begierde dem Feinde durch eigene Kräfte zu schaden, die Verachtung der Gefahr, die Unternehmung der Kriegsbeschwerlichkeit in der Hoffnung, selbige zu überstehen.

Sokrates, heißt es in den Denkwürdigkeiten, welche Xenophon von ihm aufgezeichnet hat, ward gefragt, ob die Herzhaftigkeit eine Gabe der Natur oder eine Frucht der Bemühungen wäre? Ich halte dafür, sagte er, daß

eben, wie ein Körper stärker und dauerhafter ist, auch die Gemüther sich in der Standhaftigkeit in Gefahren übertreffen.

Wir sehen, daß Leute, die unter einerley Gesetze leben und einerley Erziehung gehabt haben, dennoch in Betrachtung des Muthes unterschieden sind. Es ist aber doch gewiß, daß die Gaben der Natur auch in diesem Stüke durch Unterricht und Uebung ausgearbeitet, vollkommener und größer gemacht werden. Eine Regel des Vegetius sagt: wenig Leute werden tapfer geboren, der Fleiß kann durch gute Erziehung viele dazu machen.

Tapferkeit verlanget Uebung. Der äußre Körper muß abgehärtet werden: sonst halten die muthigen Gesinnungen nicht aus. Wer friert, hungert, leidet, der höret auf zu denken: und wer nicht mehr denkt, oder nicht scharf, lebhaft denkt, ist zur Ausübung schwerer Arbeiten nicht mehr fähig, er ist nicht mehr Geist — Es ist aber auch gleichsam eine Abhärtung des innern Nervensystems nöthig, um das geheime Zittern, welches von der Gefahr hervorgebracht wird, zu verhindern, und den Pulsschlag in Ruhe zu erhalten. Der ganze Körper muß in einen Zustand der Anstrengung und des Gegenstrebens gegen etwas versezt werden, welcher dem Widerstande, den die Seele leisten will, analog ist.

Wenn man einen Schmerz verbeissen kann, indem man die Zähne zusammenknirscht, die Faust schließt, die Muskeln steift: so muß eine ähnliche Anstrengung auch beytragen, die Furcht zu überwinden. Oefters Versuche dieser Art, unterstüzt auf der einen Seite durch Gesundheit und frisches Blut, auf der andern durch Grundsäze, können endlich den Muth in der Seele selbst befestigen.

Eine wohlgebildete Seele, die erhabener Begriffe fähig ist, und in einem gesunden Körper wohnet, fühlet den Ruf der Tapferkeit. Der Befehlende, der ihm folget, wird durch sein Beyspiel, seine Untergeordneten in allen Vorfällen aufmuntern, und in der Herzhaftigkeit, Gehorsam und guten Sitten ihnen vorgehen. Alle Ausschweifungen sind strafbar, alle gegen die guten Sitten verübte Thaten, zeugen von einer Seele, welcher die edle Art zu denken, die wir in einem Soldaten suchen, fremd ist.

Wen wollen wir höher schäzen, als einen ehrliebenden Mann, der seine Bemühungen darauf wendet, tugendhaft und herzhaft zu seyn, durch die gefährlichsten Unternehmungen für das Wohl seines Fürsten, Ehre zu erwerben, ohne Eigennuz, ohne Habsucht, seine Belohnung in der eigenen Ueberzeugung rechtschaffen zu seyn suchet, und den Beyfall der Redlichen, derer, die ihm vorgesezt sind, für das schäzbarste Gut hält, das er erwerben kann.

Spartens Phalanx, und die Siege der noch nicht ausgearteten Schüler **Lykurgs** sind bekannt. Woher kam die Herzhaftigkeit dieses Volks? Man sage nicht, daß sie in der Lage, in der Beschaffenheit des Landes ihren Grund gehabt. **Misitra** sieht noch da, wo Lacedämon war, aber **Cleomenes** und **Agesilaus** und jene bis zum Unglaublichen gestiegene Mannhaftigkeit sucht man vergebens daselbst. Man wage es nicht, die elenden Mainotten mit jenen Soldaten des **Brasilas**, noch ihre Anführer mit ihm zu vergleichen. Die Lacedämonier hatten ein eignes Gesez, daß die aus einer Schlacht Entflohenen, von allen Aemtern ausgeschlossen und jeder Mißhandlung ausgesezt seyn; zerrißne Kleider von einer besondern Farbe tragen, und zu keiner Heurath mit den Töchtern ihres Vaterlandes gelassen werden sollten. **Lycurg**

hatte es in seiner Stadt dahin gebracht, daß jeder den Tod einem schimpflichen Leben vorzog, und das Leben ward schimpflich, wenn man gegen die Feinde nicht das Aeußerste gethan hatte. Die pöbelhafteste Gesinnung konnte die Schande, die Erniedrigung und die beständigen Vorwürfe nicht ertragen. Ein Feiger ward von der ganzen Welt verlassen, in Gesellschaft würdigte ihn keiner, mit ihm zu reden, in den Uebungsplätzen war er bey öffentlicher Zusammenkunft allein, man floh vor einem solchen Menschen. *)

*) Darf ich es sagen? — Doch ich muß es sagen. Der ehrwürdig Herzhafte wird mit mir einstimmen und um den, der sich getroffen fühlt, bekümmere ich mich nicht. „Wären wir alle, allenthalben Spartanisch gesinnt, regierten uns aller Orten Spartanische oder Römische Kriegsgesetze, die eine solche öffentliche Abwürdigung und laute Verachtung erlaubte: — O wie oft würde mancher allein bleiben, und hinwiederum andere sich dieser oder jener Gesellschaft entschlagen müssen! Heut zu Tag verfolgt die Unehre und die öffentliche Verachtung nicht immer, auch nicht auf jeden Posten, den Feigen. Es ist ihm vergönnt in Abwesenheit der Gefahr bisweilen noch lauter zu seyn, als es die wahre Herzhaftigkeit ist. Poltronerie und Feigheit ist oft am sinnreichsten, besonders in Friedenszeiten, sich unter einem falschen Scheine von Herzhaftigkeit zu verstecken, und im Kriege Mittel zu erfinden, da ohne Gefahr zu entkommen, wo der Herzhafte gar keinen andern Ausgang, keinen Weg als durch den Feind sieht.

Ich kann mich nicht enthalten, hier einer sonderbaren Strafe Erwähnung zu thun, zu welcher ein gewisser Hauptmann Frangir, Statthalter von Fontarabien Anno 1525 verurtheilt wurde, weil er diesen Plaz den Spaniern übergeben hatte. Nachdem er seines Adels entsezt worden, wapnete man ihn von Kopf bis zu Füßen, und brachte ihn auf ein Gerüste, auf welchem zwölf Priester saßen. Nachdem man ihm sein Urtheil vorgelesen hatte, das ihn für einen

Die Gefahr, welche die Gesetze dem Flüchtlinge vorbereiten, ist gewisser als die, welche ein Feind drohen kann. Der Verlust der Hoffnungen, des guten Namens, der Frucht ausgestandener Beschwerlichkeit, der Vorwurf, die

Eidbrüchigen, Ehrlosen und Verräther erklärte, fiengen sie an die Todtenmesse zu singen. Bey Endigung eines jeden Psalms, machten sie eine Pause, während welcher ihm ein Waffenherold ein Stük seiner Rüstung abnahm, und dazu überlaut rief: Dies ist der Helm des Feigen, hier sein Schild ꝛc. Beym lezten goß man ihm ein Beken mit warmem Wasser über den Kopf, und ließ ihn an einem unter die Achseln gezogenen Seil vom Gerüste auf eine Schleife herunter, die mit einem Leichentuche bedekt war. Man trug ihn in die Kirche, wo die Priester den Psalm: Deus laudem meam ne tacueris, über ihn absungen, und überließ ihn alsdann seiner Schande und seinem Schikſale. —

Eine andere Anecdote, die mit obiger seltsam kontrastirt, hat uns der Marquis von Feuquiere in seinen Denkwürdigkeiten aufbehalten. Er sagt daselbst, nachdem er die Fehler bemerkte, welche vor und in der Schlacht bey Höchstädt begangen worden: „Keiner von allen französischen Generalen dachte nach der Gefangennehmung des Marschalls von Tallard daran, die Infanterie aus dem Dorfe Blindheim zu ziehen; und selbst diejenigen, denen sie anvertraut war, verließen diese Infanterie, noch ehe sie angegriffen worden, oder machten doch nicht die geringste Bewegung, um aus dem Dorfe zu kommen. Es schien, als wären leztere nur da geblieben, um sich die Schande aufzuladen, dem Feinde 27 Bataillons und 12 Escadrons der besten Truppen in die Hände zu liefern. Eine so schändliche, infame That, sezt er voll Verachtung hinzu, daß sie von der Nachkommenschaft um so weniger wird geglaubt werden können, wenn sie zugleich vernimmt, daß einem einzigen Brigadier von der Infanterie ausgenommen, der cassirt wurde, alle andern Urheber oder Zeugen dieser Zaghaftigkeit, belohnt und zu höhern Stufen befördert wurden!

Verachtung, der Haß und die empfindliche eigene Reue scheinen Einigen unerträglicher als der Tod. Man mache, daß alle unsere Soldaten so denken, so werden sie, wie die heilige Schaar der Thebaner, als Helden lieber sterben und nicht einmal leben wollen, wenn sie sich fürchten sollten. Man mache nur den Soldaten geschikt und fähig beym Vorwurfe einer unanständigen That roth zu werden, bey der Beschimpfung, die auf das Laster folgt, empfindlich zu seyn. Fürchtet er sich vor dem Tode, so zeige man ihm, daß er ihm nur durch tapfere Gegenwehr entgehen könne. Hat er Beschwerlichkeiten zu ertragen, so zeige man ihm bey den Fahnen des Feindes das Ende derselben. Dort ist Wasser, sagte Marius zu seinen Römern, die er nun mit den Cimbern bekannter gemacht, zum Treffen erhizet und nahe an ein von ihnen besezтes Wasser gelagert hatte.

Tapferkeit und Herzhaftigkeit sind bey den Griechen, wie bey den Römern, die am meisten geschäzte Tugend gewesen; aber es ist ein Vorurtheil, das sich noch nicht verloren hat, daß ein Officier weiter nichts als brav seyn, weiter nichts als vorwärts reiten, und wenn er von der Cavallerie ist, einen tüchtigen Säbelhieb zu führen wissen müsse. Käme es nur darauf an, Leute zum niedermezeln zu führen, so würden die guten Anführer gewiß weniger selten seyn. Das Kriegshandwerk erfordert noch mehr. Man muß einen gewissen Heroismus in die Corps zu bringen suchen, der, wenn er sich einmal eines Theils von ihnen bemächtiget hat, sich nicht blos an den ersten Anführern des Heers auszeichnen, sondern auch in den un-

Sollte wohl dies das einzige und lezte Beyspiel seyn, von belohnter Feigheit, und Verfolgung und Entfernung derjenigen, deren Anblik geheime und unerträgliche Vorwürfe erregen?

tersten Classen seine Züge hervorbrechen lassen wird; Leute von gemeiner Herkunft und Erziehung werden mit der Zeit ihre Rohheit ablegen und nach den Mustern, die ihnen vorschweben, sich zu heroischen Gefühlen erheben; Officiere, Soldaten werden nicht blos in Tapferkeit, einer sehr oft mechanischen Tugend, sondern auch in edelmüthigen Gesinnungen, ihren Generalen nacheifern; alles wird gleichsam Eine Bildung und Eine Farbe annehmen, alles wird zu Einem Geschlechte zu gehören scheinen. „Wo willst du hin?“ ruft der Herzog von Lurenburg in der Schlacht bey Nerwinden einem Soldaten zu, den er aus seinem Gliede treten sieht. „Ich will vier Schritte von hier sterben,“ antwortete dieser, indem er seinen Rok auseinander schlägt, und eine tödtliche Wunde zeigt, aber ich danke dem Himmel, daß ich das Leben für meinen König verliere, und unter einem so würdigen General gefochten habe. Ich kann Ihnen jezt, da ich dem Tode nahe bin, die Versicherung geben, daß unter meinen Kameraden kein einziger ist, der nicht eben so gesinnt wäre.“

Bey dem Leichenbegängnisse des General-Feldmarschalls Moritz, Grafen von Sachsen, in der Hauptstadt des Elsasses, kommen zwey Grenadiere, die unter ihm gedient hatten, in den Tempel, wo seine Asche eingesenkt war. Sie nähern sich stillschweigend, mit traurigem Gesichte, und mit Thränen in den Augen. An dem Fuße des Grabes bleiben sie stehen, sehen es an, benezen es mit ihren Zähren. Hierauf zieht der eine seinen Degen, sezt ihn auf den Marmor des Grabmals, gleichsam, als ob die Asche des Helden die Kraft hätte, Tapferkeit mitzutheilen. Seinen Kameraden ergreift eben diese Empfindung, daß er seinem Beyspiel folgt. Sodann gehen sie beyde, mit den Augen auf den Boden geheftet, weinend hinweg, ohne ein einzi-

ges Wort zu sagen. — Solche Ausdrüke der erhabensten Empfindungen werden sich in den verschiedenen Abtheilungen eines Corps — einer Armee, häufen, wenn man auf alle Art dahin trachtet, sie zum Gefühl ihrer Würde und ihrer Stärke zu weken. Wenn man ihnen bey jeder schiklichen Gelegenheit, oft vorhält, was sie gethan haben, und ihnen durch lebhafte Schilderungen der großen und verdienten Männer, die sie in ihrem Schooße hervorgebracht, und der Thaten, die sie verrichtet, Vertrauen zu sich selbst einpräget, einen edlen Stolz einflößet, und überhaupt überall die Begriffe der Ehre geltend zu machen sucht. Diese Hochschäzung der Ehre und aller militarischen Tugenden; dieses immer gegenwärtige Bewußtseyn des eigenen Werthes; diese sichere Erwartung eines höhern Ruhms, einer höhern Beförderung, wird allmählich der Denkungs-Art eines ganzen Corps eine gewisse Elasticität geben, vor dem Feinde einen glühenden Muth, in der Widerwärtigkeit eine unbesiegbare Standhaftigkeit; wird dasselbe bey jeder Veranlassung zu einer Menge der herrlichsten Thaten begeistern; demselben die Gnade des Fürsten, den Beyfall aller Herzen und die Achtung aller tapfern und ehrliebenden Soldaten zuweisen!

Ich will diesen Abschnitt mit einer Stelle schließen, in der sich Montluc, in seiner Soldaten-Sprache so kernhaft ausdrükt: „Ihr Befehlshaber, sagt er, die ihr Leute zum „Tode führet! denn was thut der Krieg anders? Wenn „ihr sehet, daß ein Soldat eine tapfere That begehet, so lo„bet ihn öffentlich: erzählt es denen, die sich nicht dabey befunden haben. Sizt ihm das Herz auf der rechten Stelle, so wird er dieses Lob über alles in der Welt schäzen; er wird bey dem ersten Vorfalle es noch besser zu machen suchen. Ich habe mit den Officieren, die unter mir gestanden, es allezeit so gehalten, ich habe den gemeinen

Soldaten auch Recht widerfahren lassen; aber ich hätte sie auch mit dem Kopfe gegen eine Mauer laufen lassen, und sie an dem gefährlichsten Orte standhaft und in Ordnung erhalten können. Wenige Worte des Befehlenden, die Beyfall und Zufriedenheit zeigen, sieht ein Ruhmbegieriger, als eine Belohnung an. Man muß öffentlich loben, und eben so strafen. Ist es wahr, daß die Zeiten ächter Ehrliebe beynahe vergangen seyn, daß ein Kaufmanns-Geist fast alles erfülle? so glaube man nur, daß auch der Geist der Kriegszucht, der Tapferkeit, der Geist des Heldenmuths, bald aufhören werde.

IV. Abschnitt.

Eigentlichere und nähere Bestimmung der heroischen Tugenden. *)

Muth, Unerschrokenheit, Standhaftigkeit waren natürlicher Weise die ersten Ausbrüche des Heroismus unter den alten Völkern; und wenn einige sie darüber tadeln, daß sie den Reiz der edlern Gattungen desselben, und die höhere Tugend nicht gekannt haben, so scheinen sie weder die Schranken der Menschheit in ihrem ersten Stande, noch die Gewalt der äußern Veranlassungen zu bedenken. Jezt müssen freylich, Muth, Unerschrokenheit, Standhaftigkeit, viel mehr seyn, als sie bey ihrer ersten Erscheinung auf dem Erdboden waren. Uneigennüzigkeit, Patriotismus, Wohlwollen, Großmuth, edler Stolz, zeigten sich später unter den Menschen, weil sie eine größere Auswiklung der Erkenntnißkräfte, und eine Verfeinerung der Gefühle erforderten; und wir sehen sie auf eben den Stufen empor steigen, auf welchen die sich immer mehr verbessernde Menschheit sich erhob.

„Aber, sagt man, auch das, was man der Rohheit des ersten Standes der Menschheit, und den Mängeln der

*) Betrachtung über die heroischen Tugenden.

Jahrhunderte verzeihen muß, nicht einmal gerechnet, so erscheinen doch auch in aufgeklärten Zeiten die heroischen Tugenden sehr oft vermischt mit großen Fehlern. Der Cardinal von Retz, und — Ja wohl! haltet nur ein! Wer wird es läugnen? Allein, wo hat die menschliche Natur eine rühmliche Eigenschaft, die nicht zuweilen durch eine beständige Fortschreitung sich bis an die Gränze der Unvollkommenheit verlieren sollte? Wenn heroische Seelen ihre Fehler haben, so entspringen sie gemeiniglich aus einem zu großen Vertrauen auf ihre Kräfte, aus der Uebertreibung ihrer Tugenden, oder aus dem Uebergewicht, das zuweilen wohl die Leidenschaften über die Vernunft erhalten: und wenn ihnen selbst in der Laufbahn der erhabensten Thaten ihre Schwachheiten zur Seite gehen, so bedenkt, daß sie den Zoll abtragen, den sie der Menschheit so lange schuldig sind, als sie ihr unterworfen bleiben.

Durch ihre Fehler sind die erhabensten Menschen mit den übrigen verbunden; wäre ihre Tugend ganz vollkommen, so würde sie betäuben, und nichts als eine kurze Bewunderung hervorbringen. Der Schauplaz, auf welchem diese Fehler begangen werden, macht sie freylich in ihren Folgen groß: aber noch größer macht sie oft die Verwunderung, da man sie nicht vermuthete, und das Geschrey des gemeinen Haufens, der gern nach einem fallenden Riesen hinzuläuft. Nicht bitten sie um Nachsicht, sie fordern sie, weil dergleichen Fehler gemeiniglich bey verwikelten Unternehmungen sich ereignen, und weil sie so sehr durch große Tugenden vergütet werden. Und wenn heroische Seelen in ihrer öffentlichen Bahn nicht fallen, wenn sie da alles leisten, was sie nach der Beschaffenheit ihrer Zeit, und ihrer Situation, und nach der Erlaubniß der Natur leisten können, wenn sie so weit über die gewöhnlichen Schranken hinaus-

springen, als vor ihnen keiner, oder nur wenige thaten; wer wollte denn ein so wenig edelmüthiger Beurtheiler seyn, daß er das Auge von ihren erhabenen Thaten herab nur auf ihre kleinen Schwachheiten senkte, nur hörte, was die Soldaten hinter dem Cäsar, bey seinem Einzuge in Rom singen, oder was für Anekdoten der leichtsinnige Franzose in seinen Memoires auskramt? „Marlborough war ein so großer Mann, daß ich seine Fehler vergessen habe," war Bolingbroke's Antwort, als man ihn fragte, ob die wider ihn angebrachten Beschuldigungen wahr wären. Man weiß, und wer es weiß, wird nicht vergessen, wie freymüthig und mit welchem guten Erfolg vor etlich und zwanzig Jahren, einer der größten jungen Prinzen und Deutschland zu Versailles für den Herzog von Broglio redete, den er im Felde gegen sich gehabt hatte. So urtheilen heroische Seelen; man vergißt nicht sie zu loben, zu bewundern; aber auch immer ihnen nachzuahmen.

Laßt uns nun in möglichster Kürze die Hauptzüge von den heroischen und erhabenen Tugenden angeben.

Wir denken uns unter dem Helden einen Mann von der ersten Classe der Menschen, in welchem sich alle großen Eigenschaften, die in tausend andern nur zerstreut angetroffen werden, vereinigen; das heroische muß also das unter sich begreiffen, was diesem eigen ist, wodurch er sich von andern unterscheidet. Eben so nennen wir das Erhaben, welches über etwas ist, womit es in einer Vergleichung betrachtet wird. Daher verknüpfen wir mit dem Heroischen und Erhabenen einerley Ideen. Wir nennen das Erhaben, wo wir die lezten Stufen für die Menschheit erbliken, wo sie sich gleichsam aus ihrer angewiesenen Sphäre in eine höhere, die ihr nicht eigen zu seyn scheint, hinaushebt, wo

wir nach dem Ausspruch des Seneca in der Schwachheit des Sterblichen die Standhaftigkeit eines Gottes sehen, wo die Grade so steigen, daß eine mittelmäßige Seele sich keine Vorstellung mehr davon machen kann.

So sehr verlieren sich die heroischen Tugenden aus dem Gesichtskreise gemeiner Menschen weg in ihre eigene Höhe hinaus; unterdessen daß der Schwarm von Sommerinsekten in der Tiefe sumset, schwebt der Vogel Jupiters in der bekannten Bahn über die Wolken hinauf.

Zwischen Erhabenheit und Größe ist ein Unterschied. Eine Handlung kann groß seyn, ohne erhaben, und erhaben ohne groß zu seyn; eine Handlung kann aber erhaben und groß zugleich seyn.

Noch finden wir einen Unterschied, vielleicht bemerkbarer, als der war, den wir eben anzeigten. Eine Handlung kann groß seyn, ohne zugleich tugendhaft zu seyn. Allein mit einer erhabenen Handlung verknüpfen wir immer den Begriff des Tugendhaften. Größe und Tugend können wir leicht in den Ideen trennen; aber die Begriffe der Erhabenheit und der Tugend gesellen sich immer so geschwind, als wenn sie zusammengehörten, und nicht anders, als verknüpft, gedacht werden könnten.

Man errege nicht den Einwurf, daß es auch heroische Laster gebe. Dies ist ein Ausdruk, womit man sie bezeichnet, in so fern sie eine nicht gemeine Kühnheit und Standhaftigkeit voraussezen, wie beym Catilina, und der sich nur auf theatralische Sittlichkeit bezieht.

Die Schaubühne hat ihre eigene Geseze, und ihre eigene Sprache; und wie der Zwek des Trauerspiels ist, Lei-

denschaft zu erregen, so können dazu auch Laster von einem hohen Grade dienen, und diese pflegt man Heroische zu nennen. Nicht aber das, was theatralisch gut ist, ist deswegen auch sittlich gut. Und der Gebrauch des Ausdruks ist so eingeschränkt, daß er uns nicht hindert, mit unsrer Idee von Erhabenheit auch die Idee der moralischen Güte zu vereinigen.

Die Verwechselung des Niedrigen, und des Niederträchtigen, ist gewöhnlich; man unterscheide diese Wörter. Niederträchtig bezeichnet entweder ein Laster, oder hat doch einen Anstrich davon; nicht aber niedrig. Wie viele Denkungsarten, Gesinnungen, Handlungen müßten nicht lasterhaft seyn, wenn sie es wären, weil sie nicht erhaben sind? Das Niedrige verträgt sich noch immer mit der Tugend. Und wenn wir es als den Gegensaz des Erhabenen annehmen, so sind die Handlungen der meisten Menschen niedrig, oder von der gewöhnlichen Art; sie gehen in einer gewissen Bahn fort, mit mäßigen Schritten, ohne einen kühnern oder geschwindern Gang anzunehmen, ohne sich gleichsam über sich selbst zu erheben.

Der erste Zug in einer erhabenen Seele ist die **Uneigennüzigkeit.** Diese Gesinnung ist eine heitere Quelle, die sich in alle übrigen Empfindungen ergießt, und ihnen eine Lauterkeit mittheilt, die einen höhern, als menschlichen Ursprung zu haben scheint. Sie ist eine innere Reinigkeit der Absichten, und eine Spannung der Triebfedern durch sich selbst, ohne daß diese aus der Hoffnung persönlicher Vortheile entspringt. Sie ist eine göttliche Kraft der Seele, wodurch sie sich aus sich selbst zu jedem guten Entschluß zu jeder guten That erhebt, begeistert allein von der Schönheit der Tugend,

und

und frey von dem Verlangen nach andern Belohnungen, als die das stille Bewußtseyn der erfüllten Pflicht gibt. Von äußern Eindrüken unabhängig, und mächtig gebietend über jede niedrige Bewegung, strebt die uneigennüzige Seele nach der Tugend, nur darum, weil sie Tugend ist: eben so unempfindlich gegen den Verlust als gegen den Gewinn; eben so entschlossen zur Aufopferung der Güter, die sie hat, als zur Verachtung derer, die sie erlangen kann; eben so bereit einem Throne, als dem Leben, um der Pflicht willen zu entsagen.

Ohne das Verdienst der Uneigennüzigkeit, verdunkelt sich, selbst bey allem Lobspruch der Welt, der Glanz der Heldenthaten; ihr Werth fällt, und unsre Achtung gegen sie, so bald das ungeblendete Auge sie betrachtet. Uneigennüzigkeit ist der Grundstoff aller erhabenen Gesinnungen, und gibt den Tugenden die höchste Würde, eine Würde, die so empfindbar ist, daß jeder Mensch von einigem guten Gefühl, auch wenn er sie nicht erreicht, sie doch seinen Handlungen zuzueignen strebt. Bekannt ist die Unterredung des Fabricius und Pyrrhus beym Dionysius von Halicarnaß; aber, wen rührt sie nicht, so oft er sie wieder lieset? Wer die Hoheit der Gesinnung des Fabricius, von solchen Grundsäzen unterstüzt, nicht empfindet, wer nicht durch Hülfe seines eigenen Herzens das weiß, was Pyrrhus nach der Antwort jenes großen Mannes, für ihn gefühlt haben müsse; der verlange nicht, daß wir es ihm erklären. —

Wohlwollen mit Enthusiasmus ist eine erhabene Gesinnung: sie würde es nicht seyn, wenn sie nicht Uneigennüzigkeit in sich faßte. Ist dieses Wohlwollen allgemein, so hat es zugleich eine Mischung von Größe; seine Erha-

benheit wird durch das Uneigennüzige, und durch die Lebhaftigkeit, durch das Feuer bestimmt, womit es sich äußert.

Eine Gattung des Wohlwollens ist Patriotismus, gerichtet auf das Wohl des Vaterlandes. Nicht blos Liebe des Vaterlandes, entsprungen aus den natürlichen Verbindungen mit unsern Familien, die es in seinem Schooße trägt, aus seinen Vorzügen an Annehmlichkeit, an Macht, an Reichthum, woran wir Theil nehmen, oder aus den persönlichen Vortheilen, die uns seine Verfassung giebt; nicht blos Bereitwilligkeit zu einigen guten Verbesserungen, wobey ein vorhergesehener Zuwachs an Ehre, Vermögen, Bequemlichkeit belebt, macht den Patriotismus aus. Würde er alsdann wohl eine heroische Gesinnung seyn können? Also eine lebhafte und unwandelbare Empfindlichkeit der Seele gegen alles, was das Vaterland angehet, genährt aus richtigen Grundsäzen; ein feuriger Eifer, ausgebreitet über die Erhaltung seiner Gesezе, seiner Ordnung, seiner Sicherheit, über die Vermehrung seines Wohlstandes, seines Ruhms, seines Ansehens bey andern Staaten: eine immer gleiche Bereitwilligkeit, ihm in jeder Verlegenheit, mit Einsichten, mit Erfahrenheit, mit Mühe, mit Nachtwachen, selbst mit den liebsten Gütern beyzustehen, es gegen alle Anfälle gern zu schüzen, gern in seiner erforderten Vertheidigung Blut und Leben aufzuopfern, und dies alles aus herzlicher Liebe des Vaterlandes, ohne Rükſicht auf persönliche Befriedigungen, dieß ist Patriotismus. — Man wundre sich nicht, daß die Geschichtschreiber dem Patriotismus so große Lobsprüche beygelegt haben. Er war die mächtigste der Triebfedern, die jemals in einem freyen Staate gewirkt haben, die Stüze, der durch ihre eigenen Fehler oder unter feindlichen Angriffen sinkenden Republiken, der Schöpfer der Thaten, die nach den Wundern den ersten Plaz in der Geschichte ein-

nehmen. Welche Gemälde erscheinen hier, indem sie den Vorhang der Zeiten aufzieht! Wo sollen wir zu bewundern anfangen? wo zuerst unsre Blike heften? Auf jenen Jüngling, der, indem er in den Streit fliegt, und seine Geliebte alle Macht der Zärtlichkeit anwendet, ihn zurük zu halten, männlich stark gegen die zaubrische Gewalt der weiblichen Beredsamkeit, stark gegen ihre Thränen, sagt: „ehe ich dir zugehörte, gehörte ich meinem Vaterlande zu?" Oder auf jene Edeln, die einem ganzen Heere sich entgegen sezten, dem gewissen Tode für das Vaterland so froh, als einem Feste, entgegengingen, deren Mütter bey der Nachricht von ihrem Fall ausrufen konnten: „Dazu haben wir sie geboren;" sich mit Kränzen schmükten, und in die Tempel eilten, den Göttern für so brave Söhne zu danken? Oder auf jenen eben so Vorsichtigen als Tapfern, der, nach der unglüklichen Schlacht, entkräftet, mit seinem eigenen Blute bedekt, auf einem Steine sizt, alle Hülfe eines thränenden Mitleidens verbittend, seiner Schmerzen, und seiner Erhaltung uneingedenk, nur die Noth des Vaterlandes empfindet, und, nachdem er dem Senate sagen lassen, was noch zur Rettung Roms zu thun sey, sein sterbendes Haupt unter die um ihn erschlagenen Soldaten hinsenkt? Oder auf jenen Patrioten, der zu Syracus das eiserne Joch der Tyrannen zerbricht, dem Staate Freyheit, Frieden, Wohlstand und Reichthum, den zerstörten Städten wieder Häuser, Einwohner, und Geseze gibt, und für viele Jahre voll Arbeit und Gefahr keine andere Belohnung will, als, die geliebten Bürger zufrieden zu sehen; auf dich, unsterblicher Timoleon, der du im Leben die Liebe der Deinen, und im Tode der Gegenstand ihrer Thränen warst, der du in der Geschichte einen Lobspruch zurük gelassen, welcher alle Fürsten eifersüchtig machen sollte, die rühmlichste Aufschrift auf den Ehrensäulen und Grabmälern

der Könige: „Das Volk lebte nach seinen Einrichtungen, und lebte lange in einer großen Glükseligkeit!“ —

Mit diesem Patriotismus ist eine andere erhabene Gesinnung, die Großmuth verwandt. Allein, wenn gleich zur Idee des Patriotismus sich die Idee der Großmuth geselle; so ist doch dies ein unterscheidendes Kennzeichen, daß diese mehr auf das Allgemeine gerichtet, jener aber auf das besondere Interesse des Vaterlandes eingeschränkt ist. Man kann Großmuth haben, ohne Patriotisch zu seyn; aber den Patrioten denken wir uns immer als großmüthig. Das Wesen der Großmuth bestehet in einem hohen Grade eines reinen Wohlwollens, verbunden mit Ueberwindung solcher starken Begierden, die es sonst zu stören pflegen. Sie ist eine Art von Adel, die sich der Gerechtigkeit, Versöhnlichkeit, Liebe, Freundschaft, Wohlthätigkeit mittheilt, und ihnen eine Würde gibt, die sie vorher nicht hatten.

Der edle Stolz beschließt nach unserer Anordnung die Reihe der heroischen Gesinnungen. Er, das Eigenthum einer richtig denkenden, und wohlgearteten Seele, ist die gegründete Schäzung ihrer selbst, die sie aus der Empfindung sowohl ihrer Fähigkeiten, als auch der Würde der Bestimmung derselben schöpft. Das sichere und lebhafte Bewußtseyn, das die Seele von ihren Kräften und von den wahren Gegenständen hat, auf welche sie dieselben anwenden soll, macht die Grundsäule dieser Gesinnung aus; darauf erhebt sie sich zur Verachtung der Vorurtheile und Laster, alles dessen, was in den Gedanken, in den Begierden und Handlungen niedrig ist, zur beharrlichen Entschlossenheit, ihre Fähigkeiten nicht blos rühmlich anzustrengen, sondern sie auch nur auf die Betrachtung und Behandlung der würdigsten Vorwürfe zu richten, zum rechten Gebrauch ih-

rer Ueberlegenheit an Einsicht und Muth, zu einer Art der Ehrerbietung gegen sich selbst, zur Zuversicht in sich selbst und zum Unwillen gegen alles, was sie von der Höhe ihrer Tugend herabsezen will. — Belebt von diesem edlen Stolz will der Römische Senat weder durch Hülfe der Verrätherey, noch durch Betrug der Staatskunst siegen, sondern alles auf den Ausschlag der Waffen sezen; nicht bey Gewalt, sondern bey Unterhandlungen Vorschläge hören; und die Friedensbedingungen, die der siegende Feind von selbst anbietet, nicht eher annehmen, als bis er aus dem Gebiete der Republik weggezogen ist, und sie sodann durch eine Gesandschaft vortragen läßt.

Mit eben der Hoheit der Seele läßt Marcian dem König der Hunnen auf die Abforderung eines schimpflichen Tributs sagen, „daß er Geld für seine Freunde, für seine Feinde aber Stahl habe.“ „Ich will erscheinen, antwortete Eduard, Prinz von Wallis, aber mit sechzigtausend Mann,“ als Carl der Fünfte von Frankreich sich erkühnet hatte, ihn, als einen Vasallen, vor sein Parlament zu fordern; und er hielt sein Wort. Vornehmlich erhebt sich die Seele durch diesen Stolz über die Widerwärtigkeit empor; denkt, je mächtiger die Angriffe des Schikfals sind, nur desto lebhafter ihre ganze Stärke; will, wenn alles sie verläßt, sich doch selbst nicht verlassen; und aufgerichtet durch Zuversicht zu sich selbst, voll von dem Entschluß, sich bey ihrer innern Würdigkeit fest zu erhalten, will sie den Unfällen nicht auf niedrigen Wegen ausweichen, ihnen zwar Gut und Leben, nicht aber ihren Muth, nicht ihren Ruhm aufopfern. Den Thron nur, nicht die innere Majestät konnte die Raserey des brittischen Volks seinem König, Carl dem Ersten, nehmen.

Die Zusammenstimmung des äußerlichen Betragens mit dem edlen Stolz der Seele macht den heroischen Anstand aus; er ist das schikliche Verhältniß der Rede, der Miene, und der Stellung zu dem Gefühl der innern Würde. Diese Empfindung hat ihren eigenen Ausdruk, der ihr zugehört, wodurch sie sich ankündiget, woran man sie sogleich erkennt; eine Sprache, einen Ton, eine Miene, einen Gang, eine Stellung, die sie nie verläugnet, von welchen sie sich nie entfernen kann. Cäsar in den Händen der Seeräuber befiehlt und droht, als wenn er unter seinen Soldaten wäre; Carl, von dem Glük seiner Waffen verlassen, ohnmächtig auf den Boden des Ottomanischen Reichs hingeworfen, fremder Hülfe selbst bis auf die täglichen Bedürfnisse des Lebens benöthigt, spricht und fordert Gehorsam gebieterisch, als wenn er mit seinen Unterthanen zu thun hätte.

Dieser heroische Anstand zeigt sich: bald in einem beredten Stillschweigen, dessen Sinn von einem Blik, oder von einer Bewegung der Muskeln im Gesicht erkläret wird. Bald in dem Heftigen der Rede: „Tyrannn, steige herunter vom Thron, laß deinen Herrn hinauf!" spricht Pulcheria zu dem After-Kaiser Phocas. Bald in dem Zuversichtlichen der Medea: „wen habt ihr wider so viele Feinde? — Mich selbst. Bald in dem Nachdrüklichen der Antwort: „Wie willst du, fragt der Macedonische Sieger den König Porus, daß ich dir begegne? — Als einem Könige," antwortete der Ueberwundne. Bald in der schnellen Erwiederung, die gleich trifft, ohne lang überdacht zu scheinen; „ich würde," sagt Parmenio, das vom Darius angebotene Lösegeld für die Gefangenen annehmen, wenn ich Alexander wäre; „und ich auch, versezt der Prinz, wenn ich Parmenio wäre." Bald in dem muntern Gang, womit

Sokrates durch die Reihe weinender Schüler und Freunde seinem Gefängniß zueilt. Bald in der gesezten, feyerlichruhigen Miene, womit der seiner Unschuld sich bewußte Graf Strafford vor seine mRichter steht und sein Todesurtheil anhört. Bald in der Stellung des verwundeten Feldherrn Bayard, der beym Gefühl seines nahen Todes sich unter einem Baume so legen läßt, daß er seine sterbende Hand auf den Degen stüzt, und den Feind, vor dem er nie geflohen, im Gesichte behält.

Wenn der heroische Muth, indem er die gemeinen Wege verläßt, sich auf einer Bahn zeigt, worauf noch keiner ging; so wird ein Entschluß, der nichts mehr als kühn ist, oft von dem tief unten stehenden Haufen als verwegen betrachtet werden, und nur der glükliche Erfolg söhnt diesen mit dem Unternehmer wieder aus. Hannibal will von den Säulen des Hercules an, durch die wildesten Völker, über die Pyrenäischen Gebirge, die Rhone, und die Alpen mit seinem Heere ziehen, und die Römer mitten in dem Schooße Italiens überfallen. Die Eugene, die Friedriche, die Herzoge von Braunschweig erstaunen über ein solches Vorhaben nicht; sie loben den Helden, dessen Seele eines Entschlusses fähig ist, der, wenn ihm der Ausschlag entspricht, den ewigen Anfällen der Römischen Eifersucht auf einmal ein Ende machen kann. Aber wie manche mit Unternehmungen von dieser Art wenig bekannte Leser denken nicht bey der Geschichte: „Hannibal wagt eine unmögliche Sache! wie will er einen so weiten Weg vollenden, durch so viele barbarische Nationen, durch so viele Hindernisse der Natur sich durchschlagen? Bald wird er seine Verwegenheit mit dem Untergang seines Heeres bestraft sehen." Urtheilt nicht von der Bahn eines Helden; hört auf, ihn zu richten, sobald er sich aus euern Augen verliert. Er ist von seinem

Vorhaben voll; er kennt es besser als der Zuschauer; seiner Kräfte sich bewußt, weiß er, was er ausführen wird, und was er nicht ausführen kann. Seine Aussichten gehen da fort, wo die eurigen aufhören; in seinem Geiste liegt eine Menge von Masregeln, ein ganzer Vorrath von Entwürfen verschlossen, die sein Unternehmen unterstüzen; und fehlen sie, so wird ihm schon seine unerschöpfliche Empfindsamkeit und Heiterkeit helfen.

Allein, wenn ein Entschluß so weit steigt, daß seine Unausführlichkeit gleich sichtbar in die Augen fällt; so mag auch jeder das von ihm sagen, was er ist. Wenn ein Entschluß einen Vorwurf hat, der über das Ziel der Kräfte hinausliegt, so hört er auf heroisch zu seyn, und wird — wie soll ich es nennen? — gigantisch.

Der Muth, der Entschlüsse heroisch macht, läßt gewisse Bestimmungen zu, mit welchen das Erhabene steigt: Schnelligkeit, Feuer, Beharrlichkeit. Die Schnelligkeit des Muths, diese glükliche Leichtigkeit der Seele, ein mit Schwierigkeiten und Gefahr verbundenes Unternehmen zu überdenken, und zu beschließen, ohne den langen Weg der Ueberlegung und der Berathschlagung zu gehen, ist mehr ein Geschenk der Natur, als eine Frucht der Bemühung. Diese Schnelligkeit des Muths treibt mit einem gewissen Ungestümm die Seele zu jeder Art der Unternehmung hin; belebt sie, sich Bahn zu machen, und die Gegenstände, die ihr entgegenstehen, durch ihre eigene Stärke umzuwerfen; entreißt sie dem Labyrinth fremder Rathgebungen, den langen Umweg der Ueberlegung, die oft das wichtigste Vorhaben in der Geburt erstikt.

Schon in der Schnelligkeit des Muthes liegt Feuer. Diese Ergießung der Lebensgeister, diese Erhizung der See-

le, dieser heftig aufwallende Muth, der voll Ungestümm in der Brust der Helden pocht, und zum Siege hinreißt, verträgt sich noch immer mit Heiterkeit des Geistes, mit kluger Bedachtsamkeit; fordert nach einer glüklich ausgeführten Unternehmung, wie der Marschall Gassion, von seinem Herrn keine geringere Belohnung, als dem Feinde noch einmal entgegengeschikt zu werden; bricht, wo er Hindernisse findet, in den lauten Unwillen Gustav Adolphs aus: „ihr seyd immer zu frostig, und haltet mich in meinem Laufe auf;“ theilt in der Anrede des größten Königs in Frankreich, einem ganzen Heere Begeisterung mit. — Unwille bey jeder Zurükhaltung, Betrübniß bey dem Mangel der Gelegenheit, Hindrängen an Oerter voll Gefahr, Frohlokken bey dem Anblik einer Situation, die eine heldenmüthige That zuläßt, begeisterte Geschäftigkeit und eine gewisse Trunkenheit der Seele auf einem Schauplaz, wo sie sich hervorthun kann, dies kündiget den feurigen Muth an, von dem man Wunder der Tapferkeit erwarten darf. Denn jene schlaflose Eifersüchtigkeit über die Siegeszeichen gekrönter Helden; jene Thränen über die Nachricht von gewonnenen Schlachten, die keine Nachärnte des Ruhms mehr übrig zu lassen scheinen; jene ungeduldige Ausrufung: „O Vater Zevs! errette die Griechen, laß es helle werden, und bring uns lieber am Tage um!“ jener unruhige Kummer, in welchem Ossian den jungen Fillan schildert, als sein Vater Fingal einen Anführer des Heers ernennen will, und er mit allen umherstehenden Helden auf diese Ehre wartet. Der junge Prinz, der in der Gallerie, umgeben mit den Bildnissen seiner glorreichen Vorfahren, gern einsam, im betrachtenden Tiefsinn, umherwandelt, der das Geschichtbuch oder das Gemälde, das eine That des Muths vorstellt, nicht anbliken kann, ohne es mit einer heißen Thräne zu benezen, der an dem Tage der Schlacht über

seinen für die Waffen noch zu schwachen Arm seufzt, und von dem frischen Lorbeer der zurükkehrenden Sieger sein Auge voll Gram wegwendet, der den Ort, wo die Helden fielen, mit dem lauten Wunsch eines ähnlichen Ruhms betritt, und bey den feyerlichen Siegeszeichen, unter welchen die heiligen Gebeine der Epaminonden ruhen, voll Empfindung eines tiefen Schauers verweilt — welche Wunder verspricht er nicht dem Heere, das er anführen, welchen Glanz dem Reiche, das er beherrschen wird!

Die Beharrlichkeit des Muths erkläret sich sowohl durch seine lange Fortdauer bey einer Menge von Schwierigkeiten und Gefahren, als auch vornehmlich durch das Ausharren während der Zeit, in welcher er angespannt seyn muß. Sie, durch welche Thaten zu ihrer Vollendung, und Helden zum Ziel ihres Ruhms gelangen, ist eine Aeußerung der Stärke des Geistes, begleitet von Zuversicht, und von edlem Stolz; und es ist ein wichtiges Geheimniß erhabener Seelen, ihren Muth beharrlich zu machen, immer die Ideen in der Richtung zu erhalten, wodurch ihm seine Festigkeit gegeben wird; denn die wahren und unbeweglichen Grundsäze, woran sich der Verstand hält, machen den ächten Muth, und erheben ihn über den niedern Eigensinn weg. Rom, das niemals kühnere Entschließungen faßte, als bey den größten Gefahren, nicht damals von seinem Muthe wich, da Porsenna es aushungern wollte, nicht damals, da der in seinen Unternehmungen so glükliche König der Epiroter alle Armeen schlug; nicht, da die Gallier das ganze Land überschwemmet, die Stadt angezündet, das Capitol eingeschlossen hatten; auch nicht einmal, da Hannibal nach so vielen Siegen noch fünfzigtausend Mann der besten Soldaten aufrieb; nie sich für verloren hielt, nie dem Glüke nachgeben wollte, immer wieder wagte, immer

von neuem unternahm, selbst bey der unglüklichen Schlacht bey Cannä, wo die Republik schon ganz zu Grunde gerichtet schien, sogleich seine Kräfte zusammenraffte, um Syracusa, welches bundbrüchig war, und Capua, welches sich empört hatte, zu züchtigen — Dieses auf seinen Felsen unerschütterliche Rom zeigt uns an der Spize seiner Heere, und in der hohen Versammlung des Raths so viele Männer, die auf ihrem Vorhaben unbeweglich beharrten, daß man hier die Heimat des wahren Muthes nicht verkennen kann. Regulus, der unter der Reihe dieser Helden so sehr hervorglänzt, und den seine Siege weniger verherrlichet haben, als seine Zurükreise nach Carthago, welche Festigkeit des Muths bewies er nicht bey einem Auftritt, in welchem sich alles zusammendrängte, was die Natur Rührendes und Schrekliches hat.

Bey der heroischen Geschäftigkeit der Seele äußern sich noch einige Eigenschaften und würdige Bestimmungen, Unerschrokenheit, Standhaftigkeit, Enthusiasmus.

Die Unerschrokenheit ist eine besondere Aeußerung der Seelenstärke; sie wird mehr von der Natur angelegt, als durch eigene Bemühung erworben; wohl aber bey dem öftern Aufenthalt in schrecklichen Gegenden durch die Macht der Gewohnheit erhöhet. Sie zeigt sich vornehmlich bey den Ueberraschungen der Schwierigkeit oder Gefahr, in den Situationen, die man nicht vorhersah, nicht vermuthete, und für welche man daher auch keine Maasregeln ersann. Sie ist nicht eine gänzliche Abwesenheit des Entsezens, nicht eine völlige Erhabenheit über alle Anwandlungen der Furcht; sie läßt noch eine geringe Erschütterung, einen körperlichen Schauer zu, und selbst der wakerste Kriegsmann darf, wie die Helden Homers, ein Mensch bleiben, er darf ohne Nach-

theil seiner Würde wohl einmal zittern, aber nicht sehr. Worin sie bestehe, haben wir schon vorhin gesehen.

Noch eine Schilderung von Unerschrokenheit liefert uns Bossuet von der Königin Henriette von England. Wohin ich Kürze halber, den Leser verweisen muß.

Mit der Unerschrokenheit hat die Standhaftigkeit eine nahe Verwandtschaft; beyde sezen Richtigkeit des Geistes und Stärke der Seele voraus; beyde überwältigen heftige Bewegungen, welchen der gewöhnliche Mensch zu unterliegen pflegt, beyde erhalten die fortdauernde Wirksamkeit der bey einer Unternehmung angestrengten Kräfte. Die Würde der wahren Standhaftigkeit beßehet darin, daß sie fern von jener Verhärtung des barbarischen Weltalters, der Natur ihr Recht läßt, und das Gefühl nicht erstikt, sondern es durch Grundsäze beherrscht.

Der heroische Enthusiasmus, an welchem Ruhmbegierde keinen geringen Antheil hat, und welchen diese zwar nicht schafft; aber doch belebet, sezt alles um sich her in Bewegung. Wie sehr der unsterbliche Condé diesen Enthusiasmus besessen, dieß hat uns der beredte Bischof von Meaux erzählet.

Nicht alle Seelen erhalten in ihrer ersten Bildung unter den Händen der Natur eine solche Anlage und Mischung der Fähigkeiten, wodurch sie sich zu der heroischen Höhe emporheben könnten; und nicht einmal die Wenigen finden immer die Hülfe der Erziehung, und die Veranlassungen, die ihnen zur Auswiklung ihrer Kräfte die hinlängliche Erschütterung geben. Bey dieser Seltenheit der heroischen Tugenden leidet das System der menschlichen Glükseligkeit nicht, weil sie nicht allezeit die nothwendigsten sind; so

bald aber die Welt nach dem Plan der Vorsehung gewisse Veränderungen, und wichtige Umwälzungen erfahren soll, so sehen wir auch heroische Kräfte zu der Zeit, an dem Orte, in der Richtung und mit allen den Beziehungen wirken, wodurch jedesmal die besondere Absicht am beyuemsten erreicht werden kann. Wer hieran zweifelt, der lerne in der Schule eines Montesquieu, Hume, Abbt, die Geschichte mit ihrem philosophischen Geiste studiren.

Hier wird er zugleich erkennen, daß sie an kein Volk, an keine Regierungsform, an kein Clima, an keinen Stand, an keine besondere Classe der Menschen gefesselt sind. Die ganze Welt ist das Vaterland heroischer Seelen; sie sind für alle Oerter, für alle Zeiten, und äussern ihre Thätigkeiten in jeder Situation, die sie finden, in jeder Scene, wo ihnen keine unüberwindliche Hindernisse entgegen stehen.

Schon in der Tugendlehre der Alten machte die Tapferkeit und Großmuth einen beträchtlichen Theil aus, und man gab sich sehr viele Mühe, den Menschen diese Erhabenheit der Seele — freylich mehr durch Exempel, als durch trokene Lehren — zu empfehlen. Daher sezt Zeno, die Großmuth und die Tapferkeit unter die vornehmsten Tugenden. Plato nennt die Großmuth eine Fertigkeit des Gemüths, die uns über alle menschliche Zufälle, sowohl gute, als böse, emporhebe. Und in seinem Laches sagt er: Die Tapferkeit sey eine Tugend, welche sich auf alle Handlungen des Lebens erstreke und alle übrige Tugenden in sich schliesse. Derjenige sey ein tapferer Mann, welcher, von der Klugheit unterstüzt, das Gute und Böse richtig beurtheile, dieses verabscheue, und nach jenem strebe, kurz, welcher tugendhaft sey. Aristoteles drükt sich hierüber also aus: Die Tugenden, welche den Leib betreffen, seyen die Tapferkeit, welche in schrecklichen Dingen die Mittel-

straße beobachte, und die beyden Abwege der Kühnheit, und Zaghaftigkeit vermeide: und die Mäßigkeit, welche in der Ergözung des Leibes die Mittelstraße halte, deren Abwege die Unmäßigkeit und Unempfindlichkeit sey. Die Tugenden, welche mit der Ehre zu thun haben, seyen die Großmüthigkeit, welche in der Begierde nach hohen Ehren, oder hohem Stande, die Mittelstraße beobachte, und also den Hochmuth und die Niederträchtigkeit vermeide: und die Bescheidenheit, welche in dem Verlangen nach mäßigen und geringen Ehren die Mittelstraße halte, deren Abwege der Ehrgeiz und die Verachtung der Ehre seyen. Der sey großmüthig, der sich selbst großer Ehre würdig schäze: sich im Glük nicht erhebe, und im Unglük den Muth nicht sinken lasse. Tapfer aber sey derjenige, welcher sich vor Gefahren, ja selbst vor dem Tode nicht fürchte. — Cicero hat sich wohl über die Tapferkeit und Großmuth unter allen alten Moralisten am deutlichsten erklärt. Er sagt in dem ersten Buch seiner Pflichten: „Die Stärke und Größe der Seele zeigt sich vornehmlich in zwey Sachen: in Gesinnungen und in Thaten. Die Gesinnung ist die Geringschäzung aller äußern Dinge, die aus der festen Ueberzeugung entsteht, daß nichts der Bewunderung, der Wünsche und der Bestrebungen des Menschen werth sey, als innere Vollkommenheit des Geistes, und Regelmäßigkeit seiner Handlungen; und daß weder Menschen noch Zufälle fürchterlich genug seyn können, um sein Gemüth in Unruhe sezen zu dürfen. Wenn nun jemand mit diesen Gesinnungen und durch dieselben gestärkt, Unternehmungen wagt, und ausführet, die auf der einen Seite groß und nüzlich, auf der andern schwer sind; große Anstrengungen erfordern, und großen Gefahren aussezen, es sey des Lebens, es sey der Güter, die zum Leben gehören: so entstehet das zweyte, was den großen Mann ausmacht, — große Thaten. Unter diesen

beyden Stüken gibt das Leztere, dieser Tugend allen ihren Glanz, ihr Ansehen in der Welt, und ich seze auch noch hinzu, ihren Nuzen: aber das erstere ist die Quelle und die wirkende Ursache derselben. Die Gesinnungen nämlich, von denen wir geredet haben, erhöhen die Kraft der Seele, und sezen sie über die Schwierigkeiten hinweg, welche andre abschreken. Sie lassen sich aber selbst unter zwey Hauptpunkte zusammenfassen: Schäzung der Tugend über alles: und Ruhe und Freyheit des Gemüths. Beydes gehört zum großen Geiste: sowohl den Werth der Dinge kennen, und aus Einsicht in die Nichtigkeit der Güter, nach welchen die meisten so eifrig streben, sie mit geseztem und beharrlichem Muthe verachten; als auch das Unangenehme, das im menschlichen Leben vorkommt, und das von mancherley Art ist, so erdulden, daß weder das Gemüth seine Fassung, noch das Betragen etwas von seiner Würde verliere. Es ist aber ein Widerspruch des Charakters, wenn der, welcher sich nicht durch Gefahren zur Kleinmuth hatte erniedrigen lassen, sich durch Scheingüter zur Lüsternheit verleiten läßt; oder wenn der, welcher dem Schmerz unüberwindlich geblieben war, von dem Vergnügen überwältiget wird." — Zur Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, als dem zweyten Zug in dem Charakter des großen und tapfern Mannes, gehört: daß dasselbe von heftigen Wünschen, von Niedergeschlagenheit, von ausgelassener Lust und von Zorn gleich frey sey; daß eine gewisse Stille und Sicherheit in demselben herrsche, deren Folge immer Gleichheit und Würde des äußern Betragens ist. Das Schwere und das Gefährliche im menschlichen Leben, das sind die beyden Gegenstände, mit welchen die Tugend der Großmuth und der Tapferkeit zu thun hat. Ersteres wirkt nicht so auf die Seele als Leztere. Jenes ist dem Druk, dieses dem Stoße ähnlich. Wer beydes vereinigt, jenen Druk auszu-

halten, diesen zurük zu treiben, wessen Seele zu solchem Widerstande fähig ist, der ist der **wahrhaft-tapfere Mann**, nach dem alten Sinne des Worts.

Noch ein Haupt-Gedanke, welchen wir in dem Gemüthszustande des tapfern oder des standhaften Mannes unterscheiden können, ist der: **Es ist gut, so zu leiden, oder sich dieser Gefahr auszusezen.**

Dieser Gedanke hängt mit jenem Grundsaze zusammen: Wer glaubt, daß die Tugend etwas Gutes ist, der muß auch glauben, daß jede Gelegenheit zur Aeußerung oder zur Uebung der Tugend, ein Glük für den Menschen ist. Und wenn er also das gelassene Ertragen des Schmerzens, das Ausdauern in einer anstrengenden Arbeit, die Unerschrokenheit in der Gefahr, als Tugend erkennt: so wird mitten unter dem Gefühl der Unlust, welche in einer solchen Lage unausbleiblich ist, eine gewisse Freude darüber entstehen, daß er diese Tugend habe, daß er sie jezt ausüben könne. Diese Freude ist das größte Stärkungs-Mittel: sie wirkt rükwärts, um die Tugend, woraus sie entstand, zu erhöhen, oder mehr in Thätigkeit zu bringen.

Dies sind nicht Chimären der Speculation: es sind Erfahrungen jedes Großen, auch jedes nur guten Mannes. Wer niemals in dem Augenblik, wenn er dem Verdruß oder dem Schmerz unterliegen wollte, sich durch den Gedanken — daß Geduld und standhafter Muth, Tugend sey; daß er sich, durch Ausharren, als einen bessern vollkommenern Menschen beweise, plözlich gestärkt, erheitert gefühlt hat: der kennt noch die Macht der Tugend nicht.

Die Principien der Tapferkeit also, welche in der Seele liegen, das heißt, die wir durch Vorstellungen ausdrüken kön-

können, und denen sich zuweilen das Temperament widersezt, sind: Gefühl von der Würde der Menschheit; Gefühl von unserm eigenen Werthe; richtige Schäzung der Güter, welche wir aufopfern, der Unglüksfälle, denen wir uns aussezen müssen; Ueberzeugung, daß standhaft und beherzt seyn, eine Tugend, und Tugend Glükseligkeit ist; dann Eifer für das gemeine Beste, und für das Geschäfte, welches man treibt; Liebe des Vaterlandes und des Fürsten; endlich Hoffnung zu Gott.

V. Abschnitt.

Beweise, daß Heldenmuth und Tapferkeit durch Gottesfurcht und Frömmigkeit erwekt, gestärkt und befestiget werden.

Das Vertrauen zu Gott, die Ueberzeugung, daß Er uns mit seiner Macht beystehe, daß alle Kräfte der Natur zu unsrer Absicht beförderlich seyn müssen, macht uns beynahe allmächtig. Wir verachten jede Gefahr, spotten jeder Schwierigkeit, weil wir überzeugt sind, daß der Allmacht, die uns schüzt, nichts widerstehen kann. Gottes Treue: seine nie irrende Weisheit, Alles vermögende Macht, unbegrenzte Liebe, und allergenaueste Vorsehung, sind die felsenfeste Fundamente, worauf sich ein Vertrauen bauen läßt, das auch der Umsturz der Welt nicht erschüttert, das fester ist, als Erd und Himmel. Ein solches Vertrauen hatte David. Mit dir (so redet er seinen Gott 2 Sam. 22, 30. an) kann ich Kriegsvolk zerschmeissen, und mit meinem Gott über die Mauern springen. Du lehrest meine Hände streiten, und meinen Arm einen ehernen Bogen spannen. Du kannst mich rüsten mit Stärke zum Streit, du kannst unter mich werfen, die sich wider mich sezen! Du gibst mir meine Feinde in die Flucht, daß ich verstöre, die mich hassen ꝛc.

Soll aber das Vertrauen auf Gott heldenmüthig werden, so muß es wohl geordnet seyn. Man muß nicht mehr von Gott erwarten, als er versprochen hat, und dieses nur unter der von Ihm gesezten Bedingung erwarten. Plutarch erzählt in dem Leben des Aemilius Paulus: „daß der macedonische König Perseus sich vor der Schlacht bey Pydna voller Furcht in die Stadt begeben habe, unter dem „Vorwande, dem Hercules zu opfern. Aber, merkt er dabey an, dieser Gott nimmt furchtsame Opfer von furchtsamen Menschen nicht gnädig an, und erhört nicht unbillige Gebete. Und unbillig ist es, daß der treffen „soll, der nicht wirft, und der siegen soll, der nicht in der „Schlacht zugegen bleibt, und daß überhaupt der feige „Mann seinen Wunsch erreichen, und der Böse glüklich seyn soll. Aber des Aemilius Gebet erhörte dieser Gott, „denn er betete mit der Lanze in der Hand, um Stärke und „Sieg, und rufte fechtend den Gott zum Helfer."

Man muß in Ausübung jeder Pflicht so geschäftig seyn, als müßte alles blos von uns, und nichts von Gott geschehen. Man muß aber auch Gott so fest vertrauen, als thäte Gott alles, und wir nichts. Man muß jedes erlaubte Mittel, sein Unglük zu hindern und sein Glük zu befördern, sorgfältig gebrauchen. Denn diese Mittel kommen auch von Gott. Man muß sich endlich auf dem Wege seiner Pflicht keine Gefahr, keine anscheinende Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit, keinen noch so langen Verzug der Hülfe schreken lassen, sondern auch da, wo man nichts als Finsterniß und Abgründe vor sich siehet, dennoch fest versichert bleiben, daß Er alles wohl mit uns machen werde.

An den Fahnen und Standarten des unvergeßlichen Königs Gustav Adolph, stund mit goldnen Buchstaben:

Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Dieses Vertrauen zu Gott ist besonders bey einer Niederlage und im Unglük nöthig, wo es scheint, als wenn uns Gott verlassen hätte. Der wahre Christ — und dieser ist immer der beste Krieger — ist von dem großen Gedanken überzeugt: daß Gott die allgemeinen und besondern Schiksale der Menschen ordne, und regiere; daß die Rathschlüsse desselben nichts als das Glük der Menschen zur Absicht haben, auch wenn sie nicht mit unsern Wünschen übereinstimmen; daß Gott den Tugendhaften nicht verlassen könne; — daher vertraut er ihm auch im Unglük, und ist fest versichert, daß er ihn eben so gewiß wieder mit seiner Hülfe erfreuen werde, als ein gütiger Vater seinen gehorsamen Sohn. Wenn mir Angst ist, sagt ein großer König, so rufe ich den HErrn an, und schreye zu meinem Gott, so erhört er meine Stimme — und rüstet mich mit Kraft — und gibt mir meine Feinde in die Flucht. Gott ist meine Zuversicht und Stärke — darum fürchte ich mich nicht — wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken: der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jacob ist unser Schuz! Und allemal ist sein Vertrauen aufs herrlichste belohnt worden. Wer so wie David, Gott zum Freunde hat, der darf in keiner Noth verzagen. Als Kaiser Rudolph im Anzug wider den König Ottokar begriffen war, fragte ihn der Herr von Klingen, wer seinen Schaz in Verwahrung habe? Der Kaiser antwortete: ich weiß von keinem Schaz, hab' auch weiter kein Geld in meinen Händen, als fünf Schillinge schlechter Münze. Wie wollen Sie denn Krieg führen, fragte ihn der Edelmann? Rudolph gab ihm hierauf zur Antwort: Mit dem Gelde, das wir gewinnen werden. Wie mir Gott bisher Vorsehung gethan, so wird er mir auch in diesem Zug thun können. So stund er in einem grenzenlosen Vertrauen auf eine höhere Unter-

kürzung. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig rief in der Schlacht bey Crevelt seinen, wider einen weit überlegenen Feind kämpfenden Soldaten zu: „Seyd gutes „Muths, Kinder! Gott ist mit uns!" Als seine Officiere ihm auf der Wahlstatt zu dem erhaltenen Siege Glük wünschten, antwortete er ihnen: „Wünschen Sie mir nicht Glük, betrachten Sie aber diesen Anblik. Es ist das Zehntemal, daß ich es mit ansehen muß. Ich wünsche aber, daß es nun das Leztemal seyn möge!"

Gustav Adolph, der größte Held und Meister in der Kriegskunst seiner Zeit, sagte: Der beste Christ ist allezeit der beste Soldat! und warum denn wohl? weil er überzeugt ist, daß es Gottes Wille sey, den Befehl seines Regenten zu vollziehen, weil er hoffet, daß ihn Gott auf dem Wege seiner Pflicht unterstüzen werde: weil er weiß, daß Gottes Vorsehung alle Schiksale der Menschen anordne, regiere und zum Besten der Tugendhaften wende: weil ers für Gottes Befehl hält, für seinen Fürsten und für sein Vaterland auch sein Leben zu lassen: weil er gewiß ist, daß Gott der gerechten Sache den Sieg geben werde. Im Gefechte, sagt daher auch ein heydnischer General, (Xenophon) sind diejenigen, welche die Götter fürchten, am wenigsten bange vor den Menschen. In einer andern Stelle (Cyropäd. 1. B.) sagt er: Demjenigen wird viel leichter, so wie von den Menschen, also auch von den Göttern seine Bitte gewähret, welcher denselben nicht nur dann, wann er in Noth ist, schmeichelt, sondern im höchsten Glüke vielmehr an die Götter gedenket." Hieraus erhellet, daß nur die Soldaten nur dann recht brauchbar im Kriege sind, wenn sie entweder die Hölle nicht fürchten dürfen, oder, wenn sie weder vom Himmel noch Hölle etwas wissen, das heißt, wenn sie Vieh sind. Hier, denkt ein christlicher Soldat

beym Anblik des Treffens, hier fordert mich mein zeitlicher und ewiger Beherrscher auf, eine Probe meiner Rechtschaffenheit zu geben. Der allweise Gott hat diesen Tag der Gefahr für mich gemacht. Ich kann darin umkommen, aber gewiß nicht ohne besondre gütige Absichten meines Schöpfers. Unterstüze mich, mein Gott! Ich will in meinem Berufe getreu seyn. Verlieren kann ich heute nichts. Entweder werde ich nach wenigen Stunden siegreich dir danken, oder siegreich bey dir seyn, mein Gott und mein Erlöser!

Ein Soldat, der in solcher Fassung steht, kann allein nur sagen, was Racine in seiner Athalie den Joab sagen läßt:

Je crains Dieu, cher Abner, je n' ai
point d'autre Crainte!

Wäre es wohl möglich, daß dieser Gottfürchtende Soldat nicht ein guter und bey gleicher Fähigkeit, Thätigkeit und Fleiß, nicht auch ein besserer Soldat seyn sollte, als jeder andre? Das unfehlbarste Mittel also unsern Muth und unsre Tapferkeit zu stärken und zu verdoppeln, ist, ein guter Christ, ein rechtschaffener Mann zu seyn.

Muth und Gedult hängt unter allen Tugenden vielleicht am augenscheinlichsten mit der Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes zusammen. Die Geschichte lehret, daß die Enthusiasten immer tapfer gewesen sind. Mit welchen Irrthümern auch ihre Religion, mit welchen Ausschweifungen auch ihre Tapferkeit verbunden gewesen seyn mag: so beweißt doch ihr Beyspiel, daß die Furcht vor der Gefahr, durch eine lebhafte Vorstellung von Gott vermindert wird. Es ist natürlich, daß der, welcher Anstalten und eine Fürsorge für seine Glükseligkeit glaubt, dreister handelt, als

derjenige, welcher, ob er gleich seine Schwäche und die Uebermacht andrer Dinge einsieht, doch sich blos auf sich selbst verlassen muß. Das Kind wird beherzter, wenn seine Wärterin in der Nähe ist: der Soldat ist beherzter, wenn er einen Feldherrn hat, auf den er sich verläßt; mit dem Tode desselben hört oft auf einmal seine Tapferkeit auf.

Wie sehr muß es die Tapferkeit oder die Gedult eines vernünftigen Mannes stärken, wenn er sich mit dem ganzen Weltall verbunden, und einen Regierer von der höchsten Einsicht und Güte, an der Spize desselben denkt? Der Patriotismus stärkt mich nur da, wo ich im Angesichte meiner Mitbürger für sie handle und leide. Der standhafte Glaube an eine Vorsehung, stärkt und erhöht den menschlichen Geist zu allen Zeiten. Eine jede Verfassung der Seele, die durch die Religion und gesunde Vernunft regiert wird, ist dadurch nur desto fester und unbeweglicher. Zaghheit und Furchtsamkeit vergrößert die Gefahr, und benimmt den Gebrauch der Ueberlegung. Die Furcht, die sich des Zaghaften einmal bemeistert, stürzet ihn gewöhnlich in ganz unvermeidliche Gefahren, und sogar in weit größere als diejenigen sind, die ihn Pflicht und Ehre vergessen machten. Man muß daher die Gefahr vorher kennen lernen, ehe man sich hinein waget. Wenn sie uns nicht unbekannt ist, so werden wir dadurch so viel unerschrokener seyn. Man muß sein Leben bis zu dem Augenblik schonen, da es nothwendig seyn wird, es zu wagen, oder zu verlieren, und so werden wir dem Staat nur desto besser dadurch dienen. Eine wahre durch vernünftige Religion erzeugte Frömmigkeit und Rechtschaffenheit vermehret die Herzhaftigkeit: denn weder Unglaube noch Aberglaube lassen das Gemüth zu derjenigen Heiterkeit und Zuversicht kommen, welche der Tapferkeit nöthig ist. Der vortreffliche Ritter Zimmermann sagt in sei-

nem schönen Buch über Friedrich den Großen: „Eben diese Abhänglichkeit von Gott, die uns auf der einen Seite so sehr erhöhet, uns in eine beständige Verbindung mit Ihm sezet; eben dieß und sonst nichts in der Welt, keine Geisteskraft, keine menschliche Gewalt und Größe, keine Krone, kein kaiserlicher und königlicher Purpur, stärket so sehr den menschlichen Muth, belebet so sehr die menschlichen Kräfte, erweket in uns immer von neuem, diesen unbezwingbaren Menschen Truz, der doch immer an uns wieder bemerklich und kennbar wird, so wir auch wissen denselben da, wo es der Wohlstand erheischet, zu verbergen. Wir reden mit Gott, werfen uns hier vor seiner Allmacht nieder, erkennen, daß sie alles und wir nichts sind, und allein durch ihn seyn können und seyn werden, erwarten Hülfe allein von ihm: und dann, so lange uns dieser Glaube an Gott (der uns nie verlassen sollte) nicht verläßt, überwinden wir die größten und schrecklichsten Gefahren.

Die größten Männer hielten es für eine nothwendige Pflicht, die Gottheit zu verehren. Viele der größten Feldherren haben vor der Schlacht gebetet; nach selbiger dem Gott der Heerschaaren gedanket, und dadurch sowohl die Abhänglichkeit von ihm, und woher wahrer Muth, Tapferkeit und Sieg komme, öffentlich bezeuget. Da Beyspiele mehr Macht über das menschliche Herz haben, als die triftigsten Gründe, und aufs stärkste zur Nachahmung reizen, so ist es nöthig, daß ich einige vorzüglich anführe, und damit beweise, daß nicht allein Vaterlandsliebe und das Gefühl der Ehre, sondern vielmehr Gottesfurcht und Religiosität, den Heldenmuth und die Tapferkeit zu allen Zeiten erwekt, gestärkt und befestigt habe. Die Kriegsgeschichte alter und neuer Zeiten hat uns eine Menge großer Feldherren und tapferer Officiere hinterlassen, die sich die Ausübung der Religion zur Pflicht und Ehre gemacht haben. Ein Held, der

keine Religion hat, sagt Coen in seinen kleinen Schriften, hat auch keine wahre Ehre, und wo diese mangelt, da wird aus dem Helden gar leicht ein Unmensch und ein Tyrann. Die heilige Schrift ist voller Beyspiele tapferer Helden und großer Feldherren, die das Zutrauen zu Gott, unüberwindlich gemacht hat. Auch die klügsten von den Heyden waren so sehr überzeugt, daß das Vertrauen zu den Göttern die Tapferkeit und Kühnheit vermehre, daß sie allemal vor der Schlacht ihre Soldaten den Lobgesang anstimmen ließen. „Nichts beobachte sorgfältiger, sagte Cambyses zu seinem Sohne Cyrus, als die Pflichten gegen die Gottheit. Unternimm nicht das geringste, ohne sie vorher um Rath zu fragen! Fange alle deine Verrichtungen damit an, daß du ihren Beystand erflehest, und nach verrichtetem Geschäfte ihnen dankest. Sie allein können dich beschützen.“ Cyrus befolgte diesen Rath seines Vaters auch so genau, daß er nichts anfieng, ohne vorher die Götter um ihren Beystand zu bitten. Eh' er den Crösus angrif, rief er den Gott seiner Väter an, daß er sein Führer und Beystand seyn möchte, — stieg zu Pferd, befahl seinen Leuten, ihm zu folgen, lieferte ein Treffen und trug den Sieg davon. Als er den Assyrern das Haupttreffen lieferte, so gab er diese Losung aus: Jupiter, unser Helfer und Anführer: und nachdem diese Losung wieder zurükkam, zum Cyrus, so stimmte er dem Castor und Pollux zu Ehren, den gewöhnlichen Lobgesang an, welchen das ganze Heer andächtig und mit lauter Stimme mitsang: denn, fügt Xenophon noch dabey an, man hat angemerkt, daß diejenigen, welche bey einer solchen Gelegenheit Gottesfurcht bezeugen, desto weniger Menschenfurcht empfinden. Der große Carthaginensische Feldherr Hannibal selbst, der doch ein Barbar war, gab große Beweise von seiner Hochachtung gegen die Götter. Denn er gieng nach Cadix, in der

Absicht, vor seinem Feldzuge nach Italien, dem Herkules zu opfern, und bewies während seines ganzen Lebens die besten Religions-Gesinnungen; als er den Sieg bey Cannä seiner Stadt melden ließ, so empfahl er ihr insbesondere, daß sie dafür sorgen möchte, daß man den unsterblichen Göttern, wegen des erhaltenen Sieges öffentlichen Dank abstatte. Als Scipio aus Sicilien nach Africa überschiffte, so ließ er vor der ganzen Armee öffentlich beten. Jeder Athener, wann er das erstemal in die Rolle der Bürger eingetragen ward, mußte in dem Tempel der Agraula schwören: „Ich schwöre," sagte der neue Bürger, daß ich das Waffenhandwerk nicht entehren, noch mich schimpflich in die Flucht begeben werde, um das Leben zu retten; daß ich zur Vertheidigung meines Vaterlandes mit meinen Mitbürgern, und wann es erfordert wird, auch einzeln bis auf den lezten Hauch des Lebens fechten will, **Agraula, Mars und Jupiter seyn Zeugen.**

Als nach der Niederlage bey dem Flusse **Trebia Fabius Maximus** zum Römischen Dictator erwählt worden war, so machte er mit Beobachtung der Religions-Gebräuche den schönsten Anfang seines Feldzugs, und lehrte das Volk, wie die Truppen wegen der vom vorigen Feldherrn bewiesenen Geringschäzung und Vernachläßigung der Religion, und nicht wegen Zaghaftigkeit der Soldaten, wären geschlagen worden. Er ermahnte die Bürger, sich nicht vor den Feinden zu fürchten, **sondern stärkte die Tapferkeit durch Religion, und benahm durch die Hoffnung auf die Hülfe der Götter die Furcht vor den Feinden.** Fabius wandte also die Gedanken des Volks auf die Götter, und erweckte dadurch freudigere Hoffnungen auf die künftigen Vorfälle. Er selbst aber, bemerkt Plutarch, sezte alle Hoffnungen des Sieges auf sich selbst, überzeugt, daß

daß die Gottheit nur der Klugheit und der Tapferkeit Glük verleihe.

In dem Kriege wider die Insubrier, ein celtisches Volk, welches in Italien an den Alpen wohnete, versicherten die Priester, welche bey der Wahl der beyden Consuln Flaminius und Furius, die Vögel zu beobachten hatten, daß die Wahl der Consuln fehlerhaft und mit unglüklichen Zeichen der Vögel geschehen wäre. Sogleich schikte der Senat Befehl an die Armee, daß die Consuln ihr Amt niederlegen, nichts als Consuln wider den Feind unternehmen, und nach Rom zurükeilen sollten. Kaum konnte Flaminius, der diesen Befehl nicht eher eröffnete, bis er den Feinden eine Schlacht geliefert und sie geschlagen hatte, den Triumph erhalten. Gleich nach diesem, mußte er, nebst seinem Collegen, das Consulat und alle öffentliche Aemter niederlegen. So sehr unterwarfen die Römer alles ihrer Religion, und übersahen auch nicht bey den glüklichsten Begebenheiten die Vernachlässigung ihrer Religions-Gebräuche, denn sie glaubten, daß es mehr zur Wohlfahrt ihrer Stadt gereiche, wenn ihre Obrigkeiten die Götter verehrten, als wenn sie die Feinde schlügen. Wem sind die Dankfeste der Römer, die oft mehrere Tage dauerten, unbekannt?

Heydnische und christliche Feldherren haben zu allen Zeiten gar wohl eingesehen, daß die Pflichten der Soldaten zu schwer sind, und ihr Einfluß auf den Staat zu wichtig ist, als daß es diesem gleichgültig seyn könnte, ob in der Armee Gottesfurcht herrsche oder nicht; daher als Sobieski Wien entsezen wollte, wohnte er vor dem Treffen dem Gottesdienste an der Spize seines Heeres bey und stimmte selbst das Te Deum laudamus -- an. Man kann sich nicht ohne Rührung des Gebets erinnern, welches

Heinrich IV. König in Frankreich im Angesicht seiner Armee mit lauter vernehmlicher Stimme einen Augenblik vor der Schlacht bey Contras betete, wo er einen herrlichen Sieg über die Ligue erhielt. „O Gott der Heerschaaren, rief er aus, dessen Auge den dikſten Schleyer durchdringt, und die verborgensten Falten des Herzens durchschauet! Du, der du in das Innerste meines Herzens siehest, und die geheimsten Absichten meiner Feinde kennest; Du, der du alle menschliche Schikſale, die vor deinen Augen gegenwärtig sind, in deiner Gewalt hast; wenn du siehst, daß meine Regierung zur Beförderung deiner Ehre und zur Wohlfahrt deines Volks dienen kann, und daß ich keinen andern Ehrgeiz in der Seele habe, als an der Verherrlichung deines heiligen Namens und an der Erhaltung dieses Königreichs zu arbeiten, so stehe, o großer Gott, der Gerechtigkeit meiner Waffen bey, und nöthige alle Aufrührer, denjenigen zu erkennen, welchen deine heiligen Rathschlüsse und die Rechte einer rechtmäßigen Thronfolge, zu ihrem Beherrscher gemacht haben. Aber, wenn deine gütige Vorsehung es anders beschlossen, wenn ich einer von den Königen seyn solle, die du in deinem Zorn dahin gibst, so nimm mir, o Gott der Barmherzigkeit, nimm mir meine Krone und mein Leben; mache mich an diesem Tage zum Opfer deines Willens, und durch meinen Tod dem Elende von Frankreich ein Ende; mein Blut müsse das lezte seyn, das in diesem Streit vergossen werde!“ Hierauf wandte er sich zu der Escadron um, an deren Spize er angreiffen wollte, und wies ihr seinen weissen Federbusch, den sie immer auf dem Wege der Ehre und des Siegs erbliken würde, zum Wiederversammlungszeichen an, wenn sie etwa in Unordnung gebracht werden sollte.

Der große unsterbliche Gustav Adolph verfertigte selbst Gebete, welche man bey den täglichen Betstunden im La-

ger beten mußte. Dieser große König wendete sogar unter dem Geräusche der Waffen täglich einige Zeit in seinem Zelte zu Lesung der heiligen Schrift an. Als er im dreyssigjährigen Kriege seinen bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland zu Hülfe kam, fiel er, so bald er nur das Ufer betreten hatte, vor den Augen seines ganzen Heers auf seine Knie, und dankte Gott in einem herzlichen Gebet, für die Erhaltung seiner Flotte und Armee, und bat ihn, sein Vorhaben zu segnen. Seine Officiere konnten sich bey diesem Anblik der Thränen nicht enthalten. Er aber sagte zu ihnen: weinet nicht, meine Freunde, sondern betet mit aufrichtigem Herzen. Je mehr Betens, je mehr Siegs: denn fleissig gebetet, ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat!" Carl der XII. König von Schweden, hielt während seiner Feldzüge und selbst auf dem Marsche, die Stunden der Andacht so regelmäßig, daß, wann die gesezte Stunde schlug, die ganze Armee im freyen Felde Halt machen, Gott ehren, und seinen Schuz erflehen mußte.

Nach dem Ueberfall von Rathenow, worauf die merkwürdige Schlacht bey Fehrbelin erfolgte, ritt der siegende große Churfürst Friedrich Wilhelm, wieder aus der Stadt, in ein nahe gelegenes Holz, und ließ daselbst unter einer Laube eine Betstunde halten, welche der Inspektor Voitus verrichten, und zu welcher auch die Schüler aus der Stadt herauskommen, und allda singen mußten.

Da der große Condé die Spanier überwunden hatte, beugte er seine Knie, und gab auf dem Schlachtfelde dem Gott der Heerschaaren den Ruhm wieder, den er ihm zusendete. Auch Vauban, Berwik, Turenne zeigten bey vielen Gelegenheiten ihre religiösen Gesinnungen.

Einer der größten deutschen Helden (der regierende Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, zu Braunschweig) sagte zu seinem Feldprediger: predigen Sie ja fernerhin die Moral Jesu, denn sie ist die beste Moral, die am zufriedensten macht. Ihm haben wir des Abts Jerusalem Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion zu verdanken. In dem wichtigsten Feldzuge, mitten unter dem Geräusche der Waffen, unter den glorreichsten Unternehmungen, und unter den Glükwünschen von Europa, dachte Er an seine Befestigung in der Religion, und trug dem würdigen Jerusalem die Ausarbeitung dieser Schrift für Ihn auf. Aus der edelmüthigen Absicht, daß auch andre durch sein Exempel erwekt, zu einer genauern Erkenntniß der Religion geleitet werden möchten, erlaubte Er ihm, sie druken zu lassen.

Diese und viele andre Beyspiele mögen uns lehren, daß man, ohne sich zu erniedrigen, einen Gott demüthig anbeten, Ihn fürchten und Ihm dienen könne. Wen sie nicht von der Nothwendigkeit des Gebets um den Sieg, und der Gottesfurcht überhaupt überzeugen, bey dem möchten alle andre Beweise ohne Wirkung seyn! — Wenigstens waren die Helden, die wir zur Nachahmung ihrer Gottesfurcht und gewissenhaften Ausübung ihrer Pflichten aufgestellt haben, doch gewiß keine Schwärmer, oder blöde einfältige Menschen, für welche die sogenannten starken Geister, bey denen Verzagtheit, Schwachheit, Schwärmerey und Religiosität einerley Bedeutung hat, alle diejenigen so gern ausgeben möchten, bey denen man in ihren Handlungen feine Gefühle für die Religion entdekt. Vielerley Erfahrungen lehren uns aber, wie viel gegründetere Ursachen man haben könne, gegen ihre eigene Herzhaftigkeit und Tapferkeit hin und wieder Verdacht zu schöpfen.

Ihr, die ihr in einem Jahrhundert, wo der Unglaube nur allzugroße Fortschreitungen gemacht hat, lächerlich zu erscheinen befürchtet, wenn eure Namen das Verzeichniß der sogenannten starken Geister nicht vergrößern: sollte euch wohl unbekannt seyn, daß Pascal zum Besten der Religion geschrieben, daß Malebranche sie vertheidiget, daß Bernoulli Zeugnisse seiner Ergebenheit für dieselbe hinterlassen, daß Newton sie als Wahrheit betrachtet, und Descartes von derselben allemal mit Ehrerbietung gesprochen hat?

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein Beyspiel anzuführen, das zeigen soll, wie stark und mächtig religiöse Empfindungen auf den Muth eines Soldaten wirken. Es wird auf den Leser desto mehr Eindruk machen, wenn ich diese rührende Scene, von dem verdienstvollen in der Literatur so rühmlich bekannten Herrn Nicolai selbst erzählen lasse." Ich kannte einen jungen Edelmann, sagt er in den Anekdoten von König Friedrich II., der im November 1757, in seinem fünfzehnten Jahre, zur Armee in Sachsen als Fahnenjunker abging. Er kam kurz nach der Schlacht bey Roßbach an, und mußte sogleich den beschwerlichen Marsch nach Schlesien mitmachen. Es ist leicht zu erachten, daß einem Jünglinge, der von der Schule kam, und noch wenig in der freyen Luft gewesen war, eine solche Expedition mitten im Winter sehr hart vorgekommen seyn müsse. In der Schlacht bey Leuthen war er unter den 10 Bataillonen der Avantgarde, welche bey Borna vier sächsische und zwey österreichische Cavallerie-Regimenter über den Haufen warfen. Er gestand nachher: als es zur Attaque aus dem Walde herausgegangen, habe er beynahe alle Besinnung dermaßen verloren, daß er am ganzen Leibe gezittert, und mit aller Anstrengung kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber das erste Treffen den feindlichen lin-

ken Flügel, jenseit Cobosiz, angreiffen sollte, kam der König gerade zu dem Bataillon geritten, bey dem er stand, hielt neben den Fahnen still, und rief: „Nun, Kinder! frisch heran, in Gottes Namen!“ Dieß wirkte auf den Jüngling, wie ein elektrischer Funken. Alle Furcht war bey ihm weg, und alle Bewegungen und Gefahren des ganzen Tages ging er nun mit freudigem Muthe durch, blieb auch bey allen Attaquen unversehrt. Als die Schlacht vorbey war, und die Armee auf dem Schlachtfelde sich im Dunkeln in Ordnung stellte, schien die Natur dem fünfzehnjährigen Jüngling einigen Tribut abfordern zu wollen. Er spürte jezt erst, wie sehr ermüdet er war. Er legte sich mit einer Fahne auf das kalte Erdreich. Ihn fror bitterlich. Er hatte seit dem frühen Morgen nicht gegessen, und ob er gleich etwas Kommißbrod hervorholte, so war doch nichts zu trinken da; und der arme Jüngling verging beynahe vor Durst und Frost. Nachdem er so eine Viertelstunde gelegen hatte, und mißmuthig war, fing aus dem Fahnenzuge ein Soldat an laut und langsam anzustimmen: Nun danket alle Gott! Die Feldmusik stimmte gleich ein, und in einer Minute sang die ganze Armee dieses Lied. Der Jüngling richtete sich von der Erde auf, sang aus Herzensgrunde mit, und ward, wie er versicherte, dadurch so gestärkt, daß, wenn er nun nochmals in die Schlacht hätte gehen sollen, er neuen Muth und Kräfte genug dazu gehabt haben würde. Es läßt sich kaum etwas feyerlicheres und rührenderes denken, als dieser Gesang. Man denke an die Worte des Lieds! Man stelle sich dieses Danklied vor, langsam und im Dunkeln gesungen von mehr als 20,000 männlichen Stimmen, von mehr als 20,000 Männern, welche diesen ganzen Tag den Tod in so mancherley Gestalten gesehen hatten, und nun noch lebten! Man stelle sich Männer vor, die gestern noch über

äuß-

äußerst unglükliche Vorfälle, wodurch beynahe alle Hoffnung abgeschnitten wurde, niedergeschlagen waren; jezt aber eben einen so großen Sieg erfochten hatten, der die äußerste Erwartung jedes preußischen Patrioten übertraf. Mit welcher Herzenserhebung mußten diese Männer folgende Worte singen:

Nun danket alle Gott!
Mit Herzen, Mund und Händen!
Der große Dinge thut,
An uns und allen Enden!

Ein solcher treuherziger Gesang des Dankes an die Gottheit ist erhabener als alle Schlachtgesänge des Alterthums, die zum Blutvergießen aufmunterten. Tyrtäus hat keinen Dankgesang nach der Schlacht. Man stelle sich lebhaft vor, mit welchen Empfindungen Männer, welche die Mühseligkeiten des Krieges in so überschwenglichem Maaße gefühlt hatten, in dieser feyerlichen Stunde folgende Worte singen mußten:

Der ewig gute Gott
Woll' uns, so lang wir leben,
Ein immer fröhlich Herz
Und edeln Frieden geben!

Religiöse Gesinnungen, wenn sie lebhaft genug empfunden werden, geben also den edelsten, den größten Heldenmuth, und die aufrichtigste Todes-Verachtung. Keine Furcht von irgend einer Art, kommt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt, und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fließet, gehet der Christ jeder Gefahr mit unerschroknem Sinn, und innerer Ruhe, wenigstens doch gar viel unbe-

fangener entgegen, als jeder andre, der hierüber anders denkt.

Vergeblich aber ermahnet man einen Krieger zur Tapferkeit, und zum Tod fürs Vaterland, wenn er nicht von der Unsterblichkeit seiner Seele überzeugt ist. Denn sobald er glaubt, mit dem Leben auch sein Daseyn zu verlieren, so hört er auf ein bloßes Mittel zu seyn, er wird der Endzwek, das lezte Ziel unsrer Wünsche, das höchste Gut, wornach wir streben können, das um sein selbst willen gesucht, geliebt, und verlangt wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, vielweniger ihm vorgezogen werden. Das Vaterland hat zwar ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohl des Ganzen aufopfere. Aber der Bürger hat das gerade entgegengesezte Recht, sobald das Leben sein höchstes Gut ist. Wenn aber dennoch die alten Heiden, die doch wenig, oder nichts von der Unsterblichkeit der Seele wußten, den Tod so großmüthig verachteten, wie viel mehr sollten es christliche Helden thun, da sie überzeugt sind, oder doch überzeugt seyn könnten, daß ihre Seele unsterblich sey, und sie folglich im eigentlichen Verstande, gar nicht sterben. Denn, wenn sterben heißt, alle Empfindungen, alles Leben verlieren, (und so versteht es jeder Vernünftige) so stirbt in der That, und als Philosoph geredet, gar kein Mensch. Denn nicht der eigentliche Mensch, die Seele, stirbt, sondern nur der Leib des Menschen. Der Tugendhafte stirbt also gar nicht, sondern geht durch den Tod des Leibes erst in das wahre, ewig glükliche Leben. Und wer sollte dieses fürchten? Wem sollte diese Ueberzeugung nicht das sicherste Mittel wider die Furcht des Todes seyn? Sokrates bey aller seiner Ungewißheit von einem andern Leben, sagt beym Plato: der Tod gleicht ei-

ner Reise von hier nach einem andern Orte, und ist die Sage wahr, daß dort alle Verstorbene sind, welches grössere Gut läßt sich denken, als dieses? Denn kommt man zur Tiefe hinab, und findet, statt dieser Afterrichter, die wahren Richter, die wie es heißt, noch dort richten, den Minos und Rhadamantus, und Aeakus und Triptolemus, und die andern Götter-Söhne, die im Leben gerecht waren, wie kann man die Reise noch traurig nennen? Und dann mit Orpheus und Musäus, und Hesiodus und Homerus umzugehen, wie theuer würde einer von euch dieses Glük erkaufen? Ich für meinen Theil will mehr als Einmal sterben, wenn das wahr ist. — Auch Virgilius versezt diejenigen in die seligen Oerter, die fürs Vaterland gestorben sind. Und sein Freund, Horatius, bestätigt es, mit folgenden Worten: den Himmel selbst schließt Tapferkeit würdigen Söhnen auf. Als Kleombrotus, ein junger Athener, den Phädon, oder Plato's Gespräch von der ewigen Dauer der Seele, und einem bessern Leben las, wurde er so davon eingenommen, daß er sich, aus Begierde, bald in dies bessere Leben zu kommen, ins Meer stürzte. Ehe sich Cato zu Utica entleibte, las er eben diese Abhandlung noch zweymal aufmerksam durch, erstach sich dann selbst, und starb. So wenig nun diese Handlungen zu billigen sind, so beweisen sie doch augenscheinlich, wie wenig man den Tod fürchte, wenn man ein anderes Leben auch nur zweifelhaft hoffet. Daher nahm auch Titus (in der Anrede an seine Soldaten vor der Zerstörung Jerusalems, den lezten Beweggrund zur Tapferkeit von dem Zustande nach dem Tode her. Und man mag zusehen, sezt der einsichtsvolle und scharfdenkende Schröckh hinzu, ob es einem christlichen Feldherrn unanständig sey, den Muth seiner Soldaten durch Aussichten in die künftige Welt zu stärken. Nach Robertson glauben die Amerikaner, daß die

kühnsten Krieger in den seligen Gegenden, wohin sie nach dem Tode kämen, die besten Stellen erhielten. Eben dieses versprachen sich die alten Deutschen. Ihre Jünglinge suchten den Tod, damit sie von den Barden möchten besungen werden. Der Tapferste ward nach seinem Hinscheiden ein Gott, und seine Nachkommen genossen die Vorrechte der Fürsten: man machte ihnen Geschenke, räumte ihnen ganze Striche Landes ein, und sie behielten diese Vorrechte, so lange sie ihrer Voreltern nicht unwürdig lebten. Müßt ihr auch fallen in Erin, (sagt Oskar beym Ossian zu seinen Helden) dennoch schauen wir uns wieder. Bald werden unsere blasse frostige Schatten einander finden, und die Hügel von Kona hinschweben. Odin beredete die Scandinavier, daß eine glükliche Unsterblichkeit nur denen zugedacht sey, die ihren Vätern gleich, mit den Waffen in den Händen sterben. Sich in die Schwerter stürzen, und die versprochene Belohnung genießen, waren zwey Empfindungen, die nach seiner Lehre unmittelbar auf einander folgten. —

Losbrog, ein Nordischer König, ruft aus: was regen sich in mir für neue Freuden? ich sterbe: ich höre Odins rufende Stimme: schon öffnen sich die Pforten seines Pallastes ꝛc. Auch die Muhammedaner wurden durch die Erwartung der paradiesischen Freuden zu dem Grade der Tapferkeit erhoben, den sie so oft in ihren Gefechten zeigten. Was für eine größere und vernünftigere Freudigkeit im Tode die gewisse Ueberzeugung von einem andern seligen Leben bey Christen wirke, beweisen die Apostel, Märtyrer und andere Glaubenshelden, die ihrem Tode so freudig und standhaft entgegengingen, daß sich selbst die Heiden, ja sogar ein stoischer Antonin und Epictet darüber wunderten. Hätten aber diese Philosophen wirklich nachgefragt und sich sagen lassen, was es für Hoffnungen seyen, welche den Christen

solche Unerschrokenheit gegen die Drohungen der Gewaltigen, und solchen Heldenmuth im Martertode gäben, so würden sie nicht haben läugnen können, daß dem christlichen Märtyrer, dessen Standhaftigkeit sie Eigensinn und Schwärmerey nannten, seine Religion einen ungleich herrlichern Ersaz nach dem Tode, als dem stoischen Märtyrer seine Philosophie verspreche. Wenn denn nun aber die falschen Religionen mit ihren blendenden Versprechungen ihre Anhänger zu dem heldenmüthigsten Tod entzükt haben, wie sollten die Verheißungen der wahren Religion nicht viel mehr wirken? Die Reichthümer und Schäze verlassen uns, oder wir verlassen sie; die mächtigen Reiche werden zerstört, oder zerfallen durch sich selbst: die schönste Herrschaft läuft mit unserm Leben zu Ende: nur die Tugend allein begleitet uns über dieses Leben hinaus. Sie allein erwirbt uns die Gnade unsers Schöpfers, und verspricht uns eine selige Unsterblichkeit zur Belohnung: denn die Tugenden entspringen aus der Unsterblichkeit. Ist diese Wurzel ausgerottet, so verwelken und sterben auch sie. Die Unsterblichkeit ist es allein, die mitten unter den Mühseligkeiten des Lebens unsre Seelen stärken, erhöhen und erfüllen kann. Sie ist es allein, die uns wahrhaftig glüklich und groß macht. Aber möchte man vielleicht sagen: der Einfluß der Ehre in einem Kriegsheer scheinet ein Beweis zu seyn, daß die Meynung allein, ohne Wirkung einer andern Triebfeder, hinlängliche Stärke habe, alle Gemüther zu einem vorgesezten Ziel hinzuneigen. Dieser Einwurf scheint mir nichts zu entscheiden. Die Ehre behält unter den Soldaten deswegen ein so starkes Uebergewicht, weil es unmöglich ist, mitten unter einer so großen Anzahl versammelter Menschen, der Schande und der Strafe der Feigheit zu entgehen. In dem Krieg vereinigen die Gewalt des Ansehens und die Meynung alle ihre Kräfte; weil sie da ihre Herrschaft über Menschen, die

einem Geist und einer gemeinschaftlichen Handlung unterworfen sind, durch das Gesez der Unterordnung aller Glieder untereinander oder der Kriegszucht ausüben. Als in dem Anfang des Römischen Freystaates das Kriegsheer noch mehr von dem Geist seiner Freyheit an sich hatte, und noch nicht unter das Joch des Soldatenstandes gebeugt war; konnten es die Feldherren nur durch die Feyerlichkeit des Eides, und die Hülfe der Religionsbegriffe dahin bringen, daß ihnen ihre Soldaten getreu in den Krieg nachfolgten. So groß also auch heut zu Tage die Gewalt der Ehre und ihr Einfluß unter einer Armee und auf dem Schlachtfelde seyn mag, wo die Kämpfer, die Zeugen und die Richter so nahe beysammen sind, und nur eine einige Tugend auszuüben, zu bemerken und zu loben haben: so kann man doch daraus keine Folge herleiten, die sich als Beyspiel, auf unsre gesellschaftliche, in ihrem Umfang unermeßliche, und in ihrer Verschiedenheit unendliche Verhältnisse anwenden ließe. Ueber das fehlt sehr viel daran, daß die allgemeinen Grundsäze der Sittenlehre, und folglich die Religions-Meynungen, die ihre stärksten Stüzen sind, gar nicht bey dem Triebe der Ehre unter den Soldaten wirken sollten; denn alle unsere Gesinnungen, wo es auf irgend eine Art auf die Vorstellung einer schönen Aufopferung ankommt, würden unendlich viel von ihrer Stärke verlieren, wenn die allgemeine Grundlage unsrer Pflichten eine Erschütterung litte. Ja! wäre einmal die Achtung für die Religion ganz ausgetilgt, und diese so natürliche unverkünstelte Meynung, die so viele Verbindlichkeit zur Folge hat, so vielen Pflichten Stärke giebt, ohne Stüze; so würde der Begriff der Ehre selbst, bald schwächer werden, alle Bande der Einbildungskraft, die unsrer Persönlichkeit ein Gewicht in der Gesellschaft und in unsern eigenen Augen geben, würden unvermerkt hinwegfallen, und wir selbst einen so rohen und

unbiegsamen Charakter annehmen, daß unsre Eindrüke und Verhältnisse gegen andere, durchaus nicht mehr die gleichen wären.

Wir dürfen annehmen, daß ein ruchloser, leichtsinniger Mensch zwar tollkühn, aber niemals wahr tapfer seyn könne. Nichts ist der Herzhaftigkeit so sehr entgegen, sagt der Graf Basta in seiner Abhandlung über die Reuterey, als ein beflektes Gewissen. Denn da es einmal gewiß ist, daß jeder Bösewicht bestraft wird; da jeder für seine Wohlfahrt besorgt ist: so muß sich in den Lebensgefahren, auch die Gefahr unserm Geist vorstellen, in welcher die unlautere Seele schwebet. Muß dieß nicht das Schreken vermehren und unsern Muth niederschlagen? Muß es nicht weit vermögender seyn, die Soldaten zaghaft zu machen, als jenes Gespenst, das sich dem Brutus bey Philippi darstellete? Dergleichen Soldaten haben Ursache zu sagen: „Nicht eure Wildheit schreket uns, ihr Barbaren; sondern der unter unsern Feinden gegenwärtige Gott.“ (Virgilius Aeneid. XII. § 894.) Daher ist es ein barbarischer Irrthum, wenn man sich einbildet, daß ein Bösewicht mit besserer Art, als ein rechtschaffener Mann, den Todesstreichen entgegengehe, und daß es gefährlich sey, solche Menschen, die zur blinden Subordination gewöhnt sind, zuviel aufzuklären.

Die Religion verbietet Weichlichkeit und Wollust: es ist also die höchste Thorheit ihre Hülfs-Mittel nicht zu kennen, und auf die Beobachtung ihrer Vorschriften nicht ernstlich zu dringen. Je größer die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Kriegsleute sind, um desto mehr haben sie Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Zutrauen zur göttlichen Hülfe nöthig. Leute, die jeden Augenblik dem Tode ausgesezt sind, müssen sich bey Zeiten mit demselben bekannt machen, und

sich befleißigen, ein gutes Gewissen zu haben, um ihm gesezt entgegengehen zu können. Dessen ungeachtet glauben zum Theil nicht allein rohe Kriegsleute, sondern auch andre, daß der Soldatenstand mit der Frömmigkeit nicht bestehen könne. Diese, besonders die Lehre von der Sünde und ihren Strafen, soll das Gemüth furchtsam, niedergeschlagen und zu heldenmüthigen Unternehmungen unfähig machen; Krieg und Barmherzigkeit oder christliche Liebe, sollen sich nicht miteinander vertragen. Das Christenthum mag aber noch so streng seyn, als es will, so trennet es doch nur den Stolz von dem Herzen des Menschen, ohne uns unserer Tapferkeit, unserer Standhaftigkeit und der Begierde nach einem tugendhaften Ruhm zu berauben. Wir leben nicht mehr in den unmenschlichen Zeiten, wo die Kriegsleute zugleich Henkersknechte vorstellten, und nicht allein mit den feindlichen Soldaten, sondern zugleich mit den Bürgern, Bauern, ihren Weibern und Kindern, ja sogar mit leblosen Dingen, Krieg führten, und auch auf Befehl ihrer Obern die verabscheuungswürdigsten Handlungen vornahmen. Jezt wird der Krieg unter Christen meistentheils mit möglichster Menschlichkeit geführt, Krieger streiten nur gegen Krieger, und auch diese sind, nach der Entwaffnung ihre Freunde. Unnöthige Härte und Grausamkeit wird von ehrliebenden Soldaten selbst getadelt und von den Befehlshabern geahndet. Sehr selten wird sich der Vorfall ereignen, daß ein Officier einen besondern harten Befehl zu befolgen hat; allein auch hier wird die Frömmigkeit dem Herrendienste nicht hinderlich seyn. Kann er, so wird er der Unglüklichen Elend erträglicher machen, aber dessen ungeachtet seine Pflicht, und zwar mit gutem Gewissen erfüllen, weil nicht er, sondern der, welcher den Befehl gegeben, es zu verantworten hat. Nicht nur gegen Freunde und Mitbürger wird ein frommer Kriegs-Mann, menschlich

und liebreich seyn, sondern sogar gegen die Feinde. Sobald der Feind überwunden und entwaffnet ist, so ist er sein Bruder, und hat, wie jeder andre, Anspruch auf seine Liebe und seinen Beystand. Seine Thränen mischen sich auf dem Schlachtfelde mit dem Blute seiner Feinde, und sobald der Endzwek erreicht ist, so legt er seine Waffen ab, und er ist wieder der leutselige, der liebenswürdige Menschenfreund, der er vorher war. Der Römische Feldherr Camillus weinte, als er nach der Einnahme von Veji, von dem Schlosse herab, der Plünderung zusah. Bey einer andern Gelegenheit sagte dieser große Mann: der Krieg ist ein Uebel, und mit vielen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten verbunden, aber auch im Kriege gibts für rechtschaffene Männer gewisse Geseze.

Grausamkeit gegen Ueberwundene entehrt allezeit den Sieger, und wenn er auch ein Heide wäre, und wie vielmehr den Christlichen! Dieser wird die Seufzer der unschuldig Unterdrükten, mehr fürchten, als die Waffen seiner Feinde; und wiewohl er die Befehle seines Monarchen, ohne ihre Gerechtigkeit allemal zu untersuchen, ausführen muß, so mildert er sie doch in der Ausführung durch seine Gütigkeit. *) Diese Art zu denken, macht ihn deswegen nicht weichherzig, wohl aber erfinderisch; sie lehret ihn die Kunst zu siegen, ohne grausam zu seyn. Und warum wollte ich die wichtige Wahrheit nicht wiederholen? Der voll-

*) Dieß ist das Bild des Marquis d'Armentiere und seines edeln und menschenfreundlichen Verhaltens in Zelle 1758, das ihm so viele Bewunderung und Liebe erworben hat, und wovon der Marquis de Voyer d'Argenson in Halberstadt und Wolfenbüttel gerade das verhaßte Widerspiel war. Hannover wird sich des Duc de Randan, und Cassel des M. de Broglio allezeit mit Hochachtung und Dankbarkeit erinnern, so oft es an sein trauriges Schikfal denken wird.

kommne Officier muß von einer erleuchteten Gottesfurcht durchdrungen seyn. *) Denn gewiß! nichts benimmt mehr die Furcht des Todes, nichts stärkt mehr unsre Tapferkeit und erleichtert uns mehr die Ausübung unsrer Pflichten, als die Religion; eine Religion, die von Gott kommt, und lauter große, edle, und wohlthätige Seelen bildet. Niemand schikt sich also besser zum Kriege, als Christen: eine Art Menschen, die die Mäßigkeit und die Gedult ausüben und in beständiger Bereitschaft stehen zu sterben. Wäre es möglich, ein ganzes Heer zu wahren Christen umzubilden, so würde man vors erste von so vielen Unordnungen, Gewaltthätigkeiten, Desertion und Marodiren, nichts wissen, sondern es würde auch dasselbige aus lauter Helden bestehen. Wer hat mehr Gelegenheit, Großmuth, Mitleiden und Menschenliebe auszuüben, als der Soldat? Wo findet man eine schönere Tugendbahn, als bey der Armee? Gibt es nicht in einem mit so vielen Widerwärtigkeiten verknüpften Leben als der Officier-Stand ist, Trübsal genug auszustehen, die uns in der Gedult üben, und dabey viele Gelegenheiten geben, gute Handlungen zu thun. Man opfert dem HErrn an allen Orten, wenn man sich Ihm unterwirft, und wenn man ein ehrlicher Mann ist. Weihe Ihm, mein Sohn! Weihet Ihm meine lieben jungen Freunde, wenn ihr den Militär-Stand wählet, schon zum voraus alle eure Geduld zum Opfer, heiliget Ihm; bald die Beschwerlichkeiten einer Belagerung; bald die lange Dauer eines mühseligen Feldzugs; bald eure geheimen Bedürfnisse und den Kummer eurer Seele. Diese Opfer müs-

*) Wer sich überzeugen will, wie edel und tapfer auch fürstliche Herzen, in den Händen der Religion gebildet werden können, der lese des Abts Jerusalem Rede, die er bey der Confirmation des liebenswürdigsten Braunschweigischen Prinzen gehalten.

sen Ihm gefallen! Was muß man für einen großen Vorrath von Tugend besizen, wenn man seinen Stand beständig lieben, und in der Ausübung seiner Pflichten niemals ermüden will! Unsere Religion heischet von uns allen, wo ich nicht irre, daß wir insbesondere das Gute, welches sich zu unsrer Lebensart am meisten schiket, thun sollen; ein vernünftiger Mensch muß daher täglich dasjenige zu erfüllen trachten, was Gott in dem Stande, den er auf der Welt bekleidet, von ihm verlanget. Denn der wahre Werth unserer Tugend bestehet in der Ausübung der Pflichten unsers Amts. Nach jungen und unerfahrnen Officieren, nach solchen nemlich, welche schlecht erzogen, sich den Ausschweifungen ergeben, entweder durch den Umgang ungesitteter, lasterhafter Menschen, oder durch giftige Lektüre, unchristliche Grundsäze eingesogen haben, muß die Religion der Soldaten nicht beurtheilt werden. Man höre hingegen gediente und erfahrne Officiere von der Religion und den wahren Pflichten eines Soldaten reden, man lasse sich ihre Thaten und glüklich überstandene Gefahren erzählen, so wird man überzeugt werden, daß sie ihre Erhaltung der göttlichen Gnade, ihren bezeugten Heldenmuth aber, dem Zutrauen zu derselben zuschreiben. *)

Sie werden bekennen, daß bey der Herzhaftigkeit zwar große Ausschweifungen vorgehen können, die Religion aber,

*) Gott hat indessen meine Treue belohnet; (so edel redet Puysegurs, der im Harnisch grau gewordene ehrwürdige Greis in seinen hinterlassenen Memoires) indem ich in meinem fünf und vierzigjährigen Dienste, da beständig Krieg gewesen, über 120 Belagerungen gesehen, wo man Kanonen aufgeführt; 30 Schlachten und Scharmüzeln beygewohnet; von der Musquete an gedient; und dennoch niemals krank oder verwundet gewesen bin.

welche uns die Vorschriften unseres Standes, den Willen Gottes und die Nothwendigkeit zu streiten vor Augen stellt, davon zurükhalte.

Der christliche wahrhaft tapfere Soldat muß sich also zu allen Zeiten mit einer Frömmigkeit, welche die Quelle seiner Herzhaftigkeit ist, allem demjenigen unterwerfen, wozu ihn die Vorsicht bestimmt hat. Wer ihm widersteht, ist sein Feind, und wer die Waffen niederlegt, ist sein Nächster. Was für eine Nation ist die Ihrige, sagte der Graf von Solms zum Chevalier du Rosat, nach der Schlacht bey Nerwinden! Sie fechten wie Löwen, und begegnen ihren besiegten Feinden, als ihren besten Freunden.

Wie schön ist der Anblik eines Weisen, welcher in die Gefahr dringet! Die Ruhe des Gewissens stärket seine Hand; die Gegenwart seines Geistes lässt ihn mitten in der Verwirrung den Weg zum Siege erkennen, und seine Unerschrokenheit sezt ihn in den Stand, demselben zu folgen. Wenn alles sich beugt, so heisset ihn seine Menschlichkeit stille stehen, und sein Herz selbst hält seinen Arm zurük. Die Feinde fliehen; er weihet den Verwundeten seine Sorgen, und dem verwirrten Schauspiele der Sterbenden und Todten seine Thränen, und in seinem Herzen danket er Gott, als dem einzigen Urheber des Sieges, der denselben durch Umstände, die er selbst anordnet, wohin es ihm gefällt, zu lenken weiß.